Zeitschrift: Schweizerische Kirchenzeitung : Fachzeitschrift für Theologie und Seelsorge

Herausgeber: Deutschschweizerische Ordinarienkonferenz

Band: 177 (2009)

Heft: 22-23

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

22–23/2009 • 28. MAI • 177. JAHRGANG ISSN 1420-5041 • FACHZEITSCHRIFT UND AMTLICHES ORGAN

Schweizerische Kirchen-Zeitung

ANTHROPOLOGISCHE WISSENSCHAFTEN UND DER HL. GEIST

393 PFINGSTEN
395 LESEJAHR
398 KIRCHENMUSIK
401 KIPA-WOCHE
406 JOHANNES FEINER
408 AMTLICHER TEIL

In der bekannten Wallfahrtskirche von Maria Rickenbach in Nidwalden hängen viele Ex-Voto-Tafeln an der Wand, die meisten aus dem 19. Jahrhundert. Eine vorzügliche Hinführung zu diesen Zeugnissen des Volksglaubens und der naiven Malerei erinnert den Besucher daran, dass der Bevölkerung von damals nur wenige Ärzte zur Verfügung standen, sonst aber keine Spezialisten, keine Sozialarbeiter, keine Beratungsstellen für psychologische und Erziehungsprobleme, keine Sonderschulen noch Berufsberatung usw. Die Leute waren mit ihren Sorgen und Leiden sich selbst überlassen. Wohin sollten sie sich um Hilfe wenden? So riefen sie die Mutter Gottes an und hinterliessen an den Wallfahrtsorten ihre uns heute noch anrührenden Zeugnisse des Dankes.

Der Unterschied zu unseren heutigen Verhältnissen könnte nicht grösser sein. Er beruht nicht nur auf modernen finanziellen Möglichkeiten, die damals gefehlt haben, auch nicht nur auf der viel besseren Ausbildung in der Gegenwart. Der Unterschied spiegelt eine Revolution im Bild des Menschen. Es ist die Anthropologie, die sich zutiefst verändert hat.

Triumph der anthropologischen Wissenschaften

Wir leben in einer Epoche der Vervielfachung anthropologischen Wissens. Das Wissen vom Menschen hat seit dem 19. Jahrhundert zu einer ständig wachsenden Zahl von Theorien und praktischen Methoden geführt, die die Gesellschaft sozusagen umgepflügt haben. Schon vor Geburt beginnen Messen, Erfassen und Beobachten des entstehenden Menschen und lassen nicht mehr ab bis zum Altern und Sterben. Ausbildung, Erziehung, Sexualität, Psyche, Vergangenheitsbewältigung, Beziehungen usf. bilden den Gegenstand von Disziplinen, in denen intensiv geforscht und publiziert wird. Wer hätte diesen Aufschwung und diese Vervielfältigung des anthropologischen Wissens am Anfang des 19. Jahrhunderts voraussehen können? Die philosophischen Fakultäten der alten traditionellen Universität sind unter diesen aufschiessenden Juniordisziplinen längst aus den Nähten geplatzt.

Mehr als die modernen Bio-Wissenschaften bestimmen die anthropologischen Wissenschaften unseren Alltag. Sie legen heute weitgehend aus, was Menschsein ist, und sie stellen das Instrumentarium zur Verfügung, das wir für die Lösung der meisten individuellen und gesellschaftlichen Probleme selbstverständlich in Anspruch nehmen. Sie üben grössten Einfluss auf Politik und Wirtschaft aus.

Die drei Ordnungen Pascals

Das Pfingstfest ist die Offenbarung einer anthropologischen Dimension, und zwar einer andern, als jene Seiten am Menschsein es sind, denen die anthropologischen Wissenszweige entsprechen. Wenige haben diese andere Seite einleuchtender sichtbar gemacht und einprägsamer in Worte gefasst, als es Pascal in einer seiner berühmten «Pensées» getan hat. Es handelt sich um das Fragment 793 in der Ausgabe von Léon Brunschwicq. Hier seien nur wenige, wesentliche Teile daraus übersetzt: «Die unendliche Distanz der körperlichen zu den geistigen Wesen ist ein Bild für die unendlich viel unendlichere Distanz

PFINGSTEN

der geistigen Wesen zur Liebe, denn diese übersteigt die Natur. Aller Glanz sichtbarer Grösse verblasst für Leute, die in Arbeiten des Geistes begriffen sind. Die Grösse der Leute des Geistes ist Königen, Reichen, Kommandanten, all diesen Grossen dem Fleische nach unsichtbar. Die Grösse der Weisheit, die ausschliesslich von Gott ist, ist für Fleischliche und für Leute des Geistes unsichtbar. Es sind drei Ordnungen, die sich von Grund auf voneinander unterscheiden. (…) Jesus Christus, ohne Vermögen und ohne äussere wissenschaftliche Leistung, ist in seiner Ordnung der Heiligkeit. Er hat keine Erfindung gemacht. Er hat keine Herrschaft ausgeübt. Aber er war demütig, geduldig, heilig, heilig für Gott. (…) Doch gibt es Menschen, die nur die Grösse nach dem Fleische bewundern können, als ob es keine geistige Grösse gäbe. Andere bewundern nur die geistige Grösse, als ob es keine unendlich viel höhere in der Weisheit gäbe.»

Biblisch-paulinische Begriffe

Wie überall in den «Pensées» ist die Sprache biblisch geprägt: Fleisch, Heiligkeit, Weisheit sind paulinische Begriffe. Die drei Ordnungen gehen über Paulus bis auf den Propheten Jeremia zurück, bei dem die Idee der Überschreitung von drei sichtbaren «Grössen» auf eine transzendente, aber im Menschen immanente unsichtbare Grösse hin vorgebildet ist. Der Prophet zeigt diese Bewegung in einem Wort, das er im Namen Gottes verkündet: «So spricht Jhwh: Der Weise soll nicht auf seine Weisheit stolz sein, der Starke nicht auf seine Stärke, der Reiche nicht auf seinen Reichtum. Wer auf etwas stolz sein will, soll es auf Einsicht sein, durch die er mich kennt, nämlich dass ich grossherzig handle auf der Erde, nach Recht und in Gerechtigkeit. Denn das ist es, was mir gefällt: so offenbart es Jhwh.» Was im prophetischen Wort «Stolz» hiess, münzte Pascal in den Begriff «Grösse» um. Beides bezeichnet das Überlegene, das Wertvollste, für welches man das andere hingäbe, um dieses zu erlangen.

Paradoxerweise sind aber diese Ordnungen des «Stolzes» und der «Grösse» von unten nach oben unsichtbar. Das Körperliche hat keine Augen für das Geistige, wie das Geistige für die Liebe und die Weisheit des Heiligen blind ist. Übergang und Aufstieg können erst nach Entdeckung des Verborgenen beginnen. Von oben nach unten liegen alle Grössen offen vor dem Auge, aber nicht umgekehrt. In dieser pascal'schen Anthropologie liegt nicht alles auf der gleichen Ebene; der Zugang zum Wissen, was Menschsein ist, spielt sich nicht nur in der Horizontale des Wissenkönnens ab. Es verlangt zwei Erfahrungen der Relativität: Das Körperliche hat seine Grösse, gewiss, aber diese tritt hinter der Grösse des Geistigen «unendlich» zurück. Und analog, aber «unendlicher unendlich», sinkt die Grösse des Geistigen im Vergleich mit der Grösse der «Weisheit, Heiligkeit, Liebe» zu Boden. Solche, die ganze Daseinsauffassung betreffenden Relativitätserfahrungen, heissen in philosophischer und religiöser Begrifflichkeit Bekehrung, Umkehr, Wende.

Weisheit, Heiligkeit, Liebe

Es ist kein Zufall, dass Pascal die dritte Ordnung nicht wie die beiden andern Ordnungen mit einem einzigen Namen, «das Körperliche», «das Geistige», bezeichnet. Sie ist der Bereich der «Weisheit, ausschliesslich von Gott», wo der Mensch «heilig, heilig für Gott» ist, und wo körperlichen und geistigen Wesen «Liebe» gegenübersteht. Ja, sie fällt mit Jesus Christus zusammen, denn Pascal beschreibt diese Seite des Menschseins mit dem Bild, das er von Jesus Christus in seiner Demut entwirft, aber: «Oh! … mit welch wunderbarer Grossartigkeit ist er gekommen für die Augen des Herzens, die die Weisheit sehen!»

Weisheit ist Fassungsvermögen des Geistes und des Herzens. In diesem Zusammenhang meint sie das Fassungsvermögen für Gott, von Gott selbst geschaffen, weil es nicht im Menschen angelegt ist. Heiligkeit meint Entsprechung zwischen Gott und dem, was nicht Gott ist, eine Art Aufwiegung der fehlenden Proportion zwischen beiden. Liebe ist nach dem Wort im 1. Johannesbrief Gott selbst als der allem, was ist, mit Freude Zugewandten. Mit solchen aus der Schrift geschöpften Andeutungen weist Pascal auf die höchste Ordnung hin, von der klar ist, dass sie das Beste dem Menschen Erreichbare ist und nur von Gott in ihn gelegt werden kann. Es ist im Menschen und kommt doch von oben in ihn hinein.

Die Gabe des Heiligen Geistes, Pascal und die Ex Votos

Das ist der Heilige Geist, göttliche Anwesenheit, die aus Gott in uns hinüberströmt und uns Jesus Cristus anverwandelt. Darin liegt die anthropologische Seite unseres Glaubens, und diese feiern wir im Kirchenjahr im Pfingstfest. Er ist eine Wirklichkeit, derer wir nur ansichtig werden im Glauben. Sie ist Gnade, die unsere angeborenen Möglichkeiten unter sich zurücklässt.

In einem von den anthropologischen Wissenschaften tief durchdrungenen Zeitalter ist diese Seite des Menschseins oft wie zugedeckt. Es ist nicht leicht, zu dieser Realität glaubend vorzustossen. Aber es kommt viel darauf an, dass wir es tun, um unser Menschsein nicht zu amputieren, und aus uns unendlich viel weniger machen, als was wir durch Gottes liebende Ermächtigung sein können. In solcher Perspektive bestärken uns Pascal und – in der demütigen Sprache der Volksreligiosität – auch die naiven Ex Votos, die Grenze zu überschreiten und die Ordnung der Weisheit, Heiligkeit und Liebe zu sehen, welche die Kirche an Pfingsten vom Heiligen Geist erfleht.

Adrian Schenker

Pater Adrian Schenker OP ist emeritierter Professor für Altes Testament an der Universität Freiburg i. Ü. Er beschäftigt sich weiterhin mit Arbeiten über Textkritik und biblische Theologie des Alten Testaments und ist als Seelsorger tätig.

JHWH IST DER GOTT OBEN UND UNTEN (VGL. DTN 4,39)

Dreifaltigkeitssonntag: Dtn 4,32–34.39–40 (Mt 28,16–20)

Seit dem Christusereignis sind die jüdische und die christliche Rede und Lehre von Gott verschiedene Wege gegangen: verstärkte Betonung der Einheit und Einzigkeit JHWHs («unitarischer» Monotheismus) sowie der Einheit JHWHs mit seinem Volk Israel jüdischerseits, Ausfaltung und begriffliche Bestimmung des trinitarischen Monotheismus christlicherseits. Beide Wege verstehen sich als *mono*theistische: Das NT selbst bekennt den Christusglauben nicht als Gegensatz zur Hebräischen Bibel, sondern als deren Fortführung bzw. Erfüllung (vgl. Mt 1,22; 2,6 u. ö.) – auch wenn die grosse Mehrheit des Judentums anderer Überzeugung war und ist.

Die schmerzhaften Brüche in der jüdisch-christlichen Beziehung sind jedoch nicht eine Konsequenz aus den verschiedenen Wegen an sich, sondern eine Folge von Kontroverstheologien, Denunziationen, Machtbestrebungen sowie von Judenverfolgungen und -vernichtungen im Laufe der Geschichte.

Angesichts dessen wurde in den letzten Jahrzehnten intensiv am Aufbau einer neuen Beziehung gearbeitet, welche für die Gegenwart und Zukunft mit aller Kraft vertieft werden muss, damit die Beziehung geprägt ist von gegenseitiger Wertschätzung und von der Erkenntnis, dass in der Gottesrede die Gemeinsamkeiten grundlegend und die Differenzen legitim sind.

Eine Möglichkeit, den jüdisch-christlichen Dialog zu fördern, besteht m. E. darin, weniger die Unterschiede zu betonen, als vielmehr nach den Gemeinsamkeiten/Analogien in der Erfahrung der Wirkweise des einen Gottes zu fragen. Im Folgenden können dazu nur einige Andeutungen gemacht werden.[1]

Mit Israel lesen

Die Lesung lädt dazu ein, nach dem *einen* Gott zu fragen, der in Dtn 4 u. a. als (1) Schöpfer, als (2) barmherziger Befreier und als (3) bleibend gegenwärtig unter seinem Volk bezeugt wird.

(1) Gott, Schöpfer: Nach einigen Jahrhunderten Religionsgeschichte ist Israel vom monolatrischen zum monotheistischen Gottesbekenntnis gelangt, wie es etwa in Dtn 4,39 formuliert wird: «JHWH ist der Gott im Himmel droben und auf der Erde unten, keiner sonst» (vgl. Dtn 6,4 f. und dessen Aufnahme in Mk 12,29 f.; SKZ 176 [2008], Nr. 42, 679). Mit «im Himmel droben» wird auf die Transzendenz des Schöpfergottes hingewiesen; Gott ist unfassbares (Dtn 4,15–19) Gegenüber zu seiner Schöpfung: Das Staunen über die Schöpfung (Ps 104,24) weist über diese hinaus auf den Schöpfer und bindet zugleich den Menschen als Ebenbild Gottes in die Verantwortung für die Schöpfung mit ein (Gen 1,26 f.; 9,6; Ps 8). – JHWH ist jedoch nicht nur «im Himmel droben», sondern auch «auf Erden unten»: Der Schöpfer ist kein anderer, als der in der Geschichte Israels erfahrbare und handelnde JHWH.

(2) Gott, barmherziger Befreier: Die «Urhandlung» JHWHs in der *Geschichte Israels* ist die Befreiung aus dem «Sklavenhaus Ägyptens» (Dtn 5,6; 20,2), die geschichtlich konkret-einmalige, aber immer wieder aufs Neue nachzuvollziehende Befreiung aus jeder Art von Unterdrückung und Sklaverei. Aufrechterhalten wird die Freiheit, indem Israel Gottes Worte «aus dem Feuer im Donner» nicht vergisst (Dtn 4,33): das sind die am Horeb (bzw. Sinai) gegebenen «gerechten Ordnungen und Gebote» der Torah (4,8); sie zu halten, heisst den Bund zu halten (4,13).

Und wenn das Volk Gottes die Treue zu seinem Gott bricht? Wenn es die geschenkte Freiheit in neue Abhängigkeit, soziale Ungerechtigkeit und Sklaverei in Bezug auf sich und andere verkehrt? So haben die Schuldigen nach Dtn 4,26–28 die Konsequenzen zu tragen: Vertreibung, Tod, Exil. Doch mitten im schlimmsten Gottesgericht wird die Möglichkeit betont, dass Israel wieder umkehren kann (Dtn 4,29-30) und dass es von Gott gnädig empfangen wird: «Denn JHWH, dein Gott, ist ein barmherziger Gott: Er wird dich nicht verlassen und nicht verderben, und er wird den Bund mit deinen Vorfahren nicht vergessen, den er ihnen geschworen hat» (Dtn 4,31).

(3) Gottes Gegenwart: Die Bilder und Erfahrungen der wirkmächtigen Gegenwart Gottes im AT sind vielfältig: Analog altorientalischer Vorstellungen ist JHWH im Zionskönig (Ps 2; 72) und im Jerusalemer Tempel (1 Kön 6–7; Ps 27,4 f.; Ez 8–11; 40–22) gegenwärtig. Aber Gott wirkt und erscheint u. a. auch im/als Engel JHWHs (Gen 16,7–11; 22,11–15; Ex 3,2), in der Wolken- und Feuersäule (Ex 13,21 f.), in der Weisheit (Spr 8–9; Hi 28), im Geist Gottes (Ps 104,30; Jes 11,2; 32,15; Ez 37,1–14; Joel 3), im prophetischen Wort (Jes 55,11; Jer 23,29), und – vom gesamten Dtn betont – in der Gabe der Torah sowie in deren Befolgung durch Israel (Ps 1; 19; 119). Die Vielzahl der Beschreibungen der Gegenwart Gottes verweist auf die Unvergänglichkeit der Beziehung Gottes zu Israel – woran die jüdische Tradition mit gutem Recht festhält: Wie unauflöslich die Verbundenheit JHWHs mit seinem Volk ist, kann beispielsweise die rabbinische Theologie dadurch zum Ausdruck bringen, dass die Schekinah (die Einwohnung Gottes) mit Israel selbst in die Verbannung zieht: «An jeden Ort, an den Israel in die Verbannung zog, zog die Schekinah mit ihnen in die Verbannung» (pTaan 1,1); wenn Israel geknechtet wird, wird auch die Schekinah geknechtet und wenn Israel aus dem Exil zurückkehrt, kehrt die Schekinah aus dem Exil zurück (Mekh bo 14,51).

Mit der Kirche lesen

Die konkrete Begegnung mit Jesus von Nazareth, die Erfahrung seines Todes sowie seiner Auferstehung haben zum Glauben der Jüngerinnen und Jünger geführt, dass Jesus der Christus, der Sohn Gottes ist. Dieser Glaube wird u. a. durch die Übertragung atl. Theologumena auf Jesus zum Ausdruck gebracht, wie es auch der Schluss des Matthäusevangeliums erkennen lässt:

(1) Schöpfung: In Mt 28,18 erinnert der Auferstandene die anbetenden und zweifelnden Jünger an den Osterglauben: Jesus ist durch seine Auferstehung erhöht und zum Weltenherrn eingesetzt worden, dem «alle Macht im Himmel und auf der Erde» gegeben ist (vgl. Mt 26,64; Röm 1,4; Phil 2,9–11 u. ö.). Von hier aus ist es nicht mehr weit zum Bekenntnis, dass in ihm/durch das Wort alles geschaffen wurde (Kol 1,12; Joh 1,3).

(2) Befreiung/Erlösung: Dass dem Auferstandenen nun «alle Macht» gegeben ist, erinnert an Jesu Lehre «in Macht» (Mt 7,29) sowie an die «Macht, Sünden zu vergeben», die Gott Jesus und durch ihn der christlichen Gemeinde gegeben hat (Mt 9,6.8). Indem in Mt 28 der Auferstandene spricht und indem die Taufe auf den Tod und die Auferstehung Jesu hin vollzogen wird (vgl. Röm 6,4; Kol 2,12), bringt das Evangelium den Glauben zum Ausdruck, dass in Christus auch die letzte Sklaverei, die Sklaverei des Todes, überwunden ist (vgl. Röm 8,21).

(3) Gottes bleibende Gegenwart: Nach Mt 28,20 ist es Jesus selbst, der im Befolgen seiner Worte gegenwärtig bleibt (vgl. Mt 18,20). Nach Johannes (vgl. Joh 16) und nach dem lukanischen Doppelwerk (vgl. Apg 1,8; 2) ist es der Heilige Geist, der an Jesu Stelle die Gemeinde Christi mit der Gegenwart des *einen* Gottes erfüllt.

André Flury-Schölch

[1] Weiterführend u. a. Clemens Thoma: Das Messiasprojekt. Theologie Jüdisch-christlicher Begegnung. Augsburg 1994; Carl S. Ehrlich: Bibel und Judentum. Beiträge aus dem christlich-jüdischen Gespräch. Zürich 2004.

André Flury-Schölch, Dr. theol., ist als Theologe und Spitalseelsorger in der Pfarrei Dreifaltigkeit Bern und in der Erwachsenenbildung tätig.

SKZ 22–23/2009

ANEIGNEN, NICHT ENTEIGNEN

Fronleichnam: Ex 24,3–8 (Mk 14,12–16.22–26)

Christinnen und Christen, die alttestamentliche Texte lesen, stehen vor einer Herausforderung: Wie können wir uns diese Texte aneignen, ohne sie dem Judentum zu enteignen? Denn die Texte sind im Volk Israel und für das Volk Israel entstanden. Wir sind nicht die Erstadressaten/-adressatinnen. Das Christentum hat in seiner Geschichte immer wieder Jüdisches enteignet. Die Fronleichnamslesungen führen uns zu einem neuralgischen Punkt. Die Lesart der Enteignung lautet: «Der neue Bund in Christi Blut löst den Alten Bund Gottes mit Israel ab.» Wie können wir die Texte anders, nicht enteignend lesen? Beginnen wir für einmal bei unseren eigenen Traditionen:

Mit der Kirche lesen (1)

Das Markusevangelium gibt Hinweise, wie es die Erzählung vom letzten Mahl Jesu mit seinen Jüngerinnen und Jünger[1] gelesen haben möchte: Das Leitwort in Mk 14,12–16 ist Pascha. Viermal kommt es vor. Das Mahl erinnert und vergegenwärtigt die Geschichte des Volkes Israel, die Befreiung aus Unterdrückung. Der Exodus führt dazu, dass sich das Volk Israel mit Gott verbindet, dass Gott und sein Volk einen Bund schliessen. Diesen Bundesschluss erinnert und vergegenwärtigt Mk 14,24, indem Jesus aus der Erzählung von Ex 24 zitiert und sich in diesen Bund hineinnimmt: «Dies ist mein Blut des Bundes.» Bei Markus ist nicht die Rede von einem neuen Bund – auch nicht in der Parallelstelle bei Mt 26,28. Vom neuen Bund sprechen Lk (22,20) und der 1. Brief an die Gemeinde von Korinth (11,25).[2] Sie nehmen damit die Theologie des Propheten Jeremia (31,31–34)[3] auf. Gott schliesst einen neuen Bund, weil der alte vom Volk gebrochen wurde. Gott bleibt seinem alten Bund treu. Der neue Bund ist die Erneuerung des Alten, die Erneuerung der Beziehung zwischen Gott und seinem Volk, die im Bundesschluss am Sinai gründet. Der alte Bund ist nicht aufgelöst und gekündigt, er gilt dem Volk Israel bis heute und auf Weltzeit. Der Bund wird in Ex 24,11 mit einem Mahl abgeschlossen. Leider lässt die Leseordnung diesen Vers weg, der doch dazu anleiten würde, das Mahl Jesu so zu verstehen, dass damit der Bundesschluss am Sinai vergegenwärtigt und gefeiert wird.

Mit Israel lesen

Der Text aus Ex 24 ist äusserst dicht und vielschichtig. Ich möchte meine Lektüre mit Israel auf zwei wesentliche Worte begrenzen: Blut und Bund. Das Blut ist in der biblischen Vorstellung der Träger des Lebens. Blut ist sozusagen Ursubstanz des Lebens, ja «das Blut ist das Leben» (Dtn 12,23). Der Genuss von Blut (auch von nicht vollständig ausgeblutetem Fleisch) ist verboten, denn das Leben, das im Blut sitzt, gehört nicht in die Verfügung des Menschen. Es gehört allein Gott. Auf diesem Hintergrund ist es ein besonderes Zeichen, dass beim Bundesschluss in Ex 24 grosse Mengen von Blut gebraucht werden. Bereits vorher war einmal davon die Rede. Bei den Vorbereitungen auf den Auszug und das Paschafest wird erzählt, dass das Volk Blut an die Türen streicht, damit ihr Leben bewahrt bleibt (Ex 12,21–28). Jetzt, am Gottesberg angekommen, teilt Moses das Blut in zwei Hälften. Die eine Hälfte sprengt er auf den Altar, der für den einen Bundespartner, für Gott, steht. Die andere Hälfte des Blutes sprengt Moses auf das Volk. Beide Bundespartner werden mit dem gleichen Anteil Blut besprengt. Dass Blut auf den Altar gesprengt wird, gehört zur biblischen Kultpraxis (vgl. u. a. Lev 1,5; 3,8; 17,6; Ex 29,1). Damit wird Gott das Leben übereignet, weil es ihm ja gehört. Auch beim Bundesschluss ist das Blut Zeichen des Lebens. Das Blut verbindet Gott und sein Volk zu einer Lebensgemeinschaft. Der erneuerte Bund Jeremias ist gänzlich unblutig gedacht. Er ist ins Herz geschrieben.

Der Bund geht von Gott aus, das Ja zum Leben in Beziehung geht allem voraus. Und so verpflichtet Gott sich durch das Besprengen des Altares zuerst auf den Bund. Das Verlesen des Bundesbuches (24,7) legt Gottes Willen zum Bund fest und macht ihn nachprüfbar. Gottes Worte sind verbindlich. Danach verpflichtet sich das Volk. Zweimal wird der Akzent dabei auf das Tun der Worte gelegt (24,3 und 7). Im Tun der Worte bewahrt das Volk den Bund und bewährt sich im Dienst am Leben. Denn dazu ist es herausgerufen worden: um nicht mehr den Pharaonen dieser Welt, sondern dem Gott des Lebens zu dienen (Ex 3,12).

Wie «Pascha» das Leitwort von Mk 14,12–16 ist, so ist «kol», «alle/alles», das Leitwort von Ex 24,3–4. Fünfmal kommt es vor. Es geht nicht mehr um einzelne Worte und einzelne Menschen, hier verpflichtet sich das Volk als Gesamtheit zum Tun aller Worte. Symbolisch wird diese Gesamtheit des Volkes in den 12 Steinmalen für die 12 Stämme sichtbar (24,4). Jesus knüpft daran an, wenn er explizit mit den Zwölfen beim Paschamahl erscheint. Dadurch wird eine Besonderheit der jüdischen Gottesbeziehung deutlich, die die jüdische Theologin Judith Plaskow so ausdrückt: «Israel zu verstehen, muss immer mit der Anerkennung anfangen, dass Israel eine Gemeinschaft ist, ein Volk, nicht eine Sammlung von Individuen … Vom Sinai an wird die jüdische Beziehung zu Gott durch diese Gemeinschaft vermittelt. Der Jude/die Jüdin steht nicht als Einzelne/r vor Gott, sondern als Mitglied eines Volkes.»[4]

Plaskow verallgemeinert die jüdische Vorstellung, «dass das Menschsein in der Gemeinschaft geformt, genährt und erhalten wird … Mensch zu sein bedeutet … sich von allem Anfang an in einer Gemeinschaft vorzufinden – oder, wie das in der heutigen Welt oft der Fall ist, in einer Vielzahl von Gemeinschaften. Sich als Mensch zu entfalten, bedeutet, ein Gefühl für sich selbst in Beziehung zu anderen zu erlangen und sich aus den gemeinschaftlichen Erbteilen verschiedenes kritisch anzueignen.»[5] Die Verschiedenheit dieser Aneignung ist zu achten und nicht abzuwerten, dafür sieht Plaskow auch im Judentum noch grossen Veränderungsbedarf – ein Beispiel für eine aktuelle innerjüdische Auseinandersetzung.

Mit der Kirche lesen (2)

Mir scheinen Plaskows Überlegungen hilfreich für die Frage, wie wir Christinnen und Christen uns jüdische Texte aneignen können ohne sie zu enteignen. Wir sind herausgefordert, «aus den gemeinschaftlichen Erbteilen verschiedenes kritisch anzueignen» und dabei die Verschiedenheit der anderen Aneignungen zu achten. Wieder können wir dafür bei unseren eigenen Traditionen beginnen. Mk spricht mit Zitat aus Ex 24 vom Blut des Bundes, «das für viele vergossen wird». Damit weitet er den Bund aus, er sprengt das Blut gleichsam über eine grössere Gemeinschaft, auch über die Heiden. Mt nimmt das auf, Lk spricht seine überwiegend heidenchristliche Gemeinde direkt an («für euch vergossen»). Dabei bleibt aber der alte Bund das Mass: Auch das grössere Bundesvolk ist gerufen «all die Worte zu tun», die Gottes Weisung zum Leben sind. Wir sind «Bundesgenossen eines erneuerten Bundes, eines Bundes freilich, der sich messen lassen muss an diesem am Berg Sinai geschlossenen.»[6]

Peter Zürn

[1] Mk 14,12–16 legt nahe, dass neben den 12 noch andere aus dem Kreis der Jüngerinnen und Jünger anwesend sind und die 12 mit Jesus in Vers 17 dazukommen.

[2] Interessanterweise hat das Neue Testament auch verschiedene Vorstellungen, wodurch der Bund verkörpert wird. Mk und Mt sprechen vom Blut des Bundes, Lk und Paulus vom Kelch bzw. Becher, der der neue Bund ist. Die einen lenken die Aufmerksamkeit also auf das Gefäss, die anderen auf den Inhalt.

[3] Vgl.: Dieter Bauer: «Neues» Testament? – Von wegen!, in SKZ 177 (2009), Nr. 12, 207.

[4] Judith Plaskow: Und wieder stehen wir am Sinai. Eine jüdisch-feministische Theologie. Luzern 1992, 107 und 110.

[5] Ebd., 107 (Hervorhebung PZ).

[6] Gerhard Jankowski: Sein Volk Jissrael. Der Bundesschluss am Berg Sinai, Exodus 24,4–11 in: Texte und Kontexte. Exegetische Zeitschrift 39/1988 3–16.

Peter Zürn, Theologe und Familienmann, ist Fachmitarbeiter der Bibelpastoralen Arbeitsstelle des Schweizerischen Katholischen Bibelwerks in Zürich.

THEOLOGISCHE BOTANIK

11. Sonntag im Jahreskreis: Ez 17,22–24 (Mk 4,26–34)

Über das Bild des Senfkorns, das im Zentrum des heutigen Evangeliums steht, ist botanisch schon viel diskutiert worden. Was ist es für eine Senfsorte, die «grösser als alle Gewächse» (Mk 4,32) oder gar zum «Baum wird» (Mt 13,32 // Lk 13,19)? Die Antworten sind so abentuerlich wie nichts sagend. Dabei hilft doch die Leseordnung des heutigen Sonntags weiter, die dieses Gleichnis der Evangelien neben das Gleichnis von Ezechiel stellt, von dem es literarisch abhängt. Taucht man ein in die Welt dieses Texts, entsteht eine neue Botanik, eine Botanik von theologischen Denkmustern und Vorstellungen.

Mit Israel lesen

Der Baum, der die Bildseite dieser Gleichnisse ist, ist als «Weltenbaum», «Lebensbaum» oder einfach auch «Heiliger Baum» in vielen Mythen belegt / z. B. im Alten Orient der sumerisch-babylonische Kiskanu-Baum oder die germanische Weltesche Yggdrasil). Der Baum ist generell ein Lebens- und Fruchtbarkeitssymbol, seine Blätter drücken durch Sterben und Sprossen den Lebenszyklus aus. Da er tief im Boden verwurzelt ist, sein Stamm sich in der Menschenwelt befindet und seine Äste in den Himmel ragen, ist er auch ein kosmisches Symbol der Verbindung zwischen Unterwelt, Erde und Himmel. Als Weltenbaum hält er den Kosmos zusammen. Der lebensspendende Baum wird im Alten Orient mit göttlichen Mächten, vor allem mit Göttinnen verbunden. Im 1. Jahrtausend erhält der Weltenbaum in der assyrischen Kunst eine andere Konnotation: Er wird zum Symbol für das Königtum oder den die Weltordnung garantierenden Grosskönig. Dieses Motiv wird von Propheten Israels aufgenommen. In Daniel 4 steht der Baum im Traum des Nebukadnezzars für ihn, den König selbst. In Ezechiel 31 ist die grosse Zeder ein Bild für den ägyptischen Pharao, und in Ezechiel 17 steht der Baum für die Könige Israels. Im Gleichnis 17,1–10 wird die politische Situation, die zum Exil führt, mit diesen Bildern erklärt. Der abgebrochene Wipfel der Zeder ist der abgesetzte und deportierte König Jojachin, der Weinstock der von Nebukadnezzar eingesetzte König Zidkija, der sich dem anderen Adler, Ägypten, entgegenstreckt und dafür von Nebukadnezzars endgültig ausgerissen wird.

Nach dem vernichtenden Gerichtsspruch in Ezechiel 17,21 setzt Vers 22, der Beginn unserer Lesung, neu an:

«YHWH, der mächtige Gott, sagt: ‹Ich selbst werde einen zarten Spross aus dem Wipfel der hohen Zeder brechen und ihn auf einem hoch ragenden Berg einpflanzen›» (Ez 17,22).

Dieses betonte «Ich selbst» zeigt, dass nun die Gegenthese zum vorangehenden Gericht kommt. Das Handeln YHWHs ist bis ins einzelne hinein das hohe Gegenspiel zum Handeln des Adlers. Mit dem Vokabular von Ez 17,3-4 wird in leichter Abwandlung der Einzelaussagen ausgeführt, dass YHWH vom Wipfel der Zeder und von seinen obersten Trieben ein zartes Reis nimmt. Anders als beim Adler erfährt dieses Reis aber nicht Erniedrigung, sondern Erhöhung, denn die Einpflanzung erfolgt auf dem «hohen Berg Israels» (Ez 17,23). In der theologischen Geographie des Landes ist dies der Zionsberg, die Stadt Davids. Die Aussage – und auch teilweise das Bild – ist somit die Gleiche wie in Jes 11,1: «Ein Spross wird hervorgehen aus dem Stumpf Isais.» Es ist die Zusage auf die Fortführung der Königsdynastie Davids.

«Dort treibt er dann Zweige, er trägt Früchte und wird zur prächtigen Zeder.» (Ez 17,23) nimmt die Formulierungen aus 17,8 wieder auf. Macht es beim Weinstock Sinn, von einer erwarteten Frucht zu reden (Ez 17,8), ist es bei einer Zeder botanisch falsch, aber theologisch richtig. Der neue David wird stark sein wie eine Zeder und erfolgreich Frucht bringend wie ein Weinstock oder ein Lebensbaum.

Die Zeder wird – wie bei der Zeder in Ez 31 – zum Lebensraum von Vögeln (Ez 17,23). Vögel werden in der hebräischen Bibel oft dann genannt, wenn es um eine direkte Abhängigkeit von Gott im Guten (Ps 50,11; Dan 4,18) oder im Schlechten (Jer 12,4; Hos 7,12; Zef 1,3) geht. Die ähnliche Formulierung in Ps 104,16–17 zeigt, dass diese neue Zeder von Gott so gewollt und sie abhängig ist, wie seine ganze Schöpfung.

«Dann werden alle Bäume auf den Feldern erkennen, dass ich YHWH bin» (Ez 17,24) nimmt das Motiv der Völkerwallfahrt auf in der Sprache des verwendeten Bildes: Baume stehen stellvertretend für die Völker. Sie werden das Persongeheimnis JHWHs erkennen. Wie dieser Gott JHWH ist, den die Völker dann erkennen, wird abschliessend beschrieben:

«Ich mache den hohen Baum niedrig, den niedrigen mache ich hoch. Ich lasse den grünenden Baum verdorren, den verdorrten erblühen» (Ez 17,24).

Es ist diese Eigenschaft von Gott, das Kleine gross und das Grosse klein zu machen. Sie ist im Lobpreis der Hanna aufgenommen (1 Sam 2,7 – auch Ps 18,28; 75,6; 147,6) und von dort ins Magnificat gewandert (Lk 1,52). Diese Eigenschaft Gottes passt zur konkreten Situation des Exils. Hier braucht es diese Hoffnung, dass sich die Machtverhältnisse wieder kehren werden, hier braucht es die Hoffnung auf ein erblühendes und Frucht bringendes Davidsreich, die Hoffnung auf diesen messianischen Zustand. JHWH selbst mach diese Zusage, er selbst führt es aus. Überliess er den Untergang Jerusalems noch den Adlern (Nebukadnezzar), so macht die Wiederherstellung er selbst. Das ist Hoffnung des Volkes Israels bis heute.

Mit der Kirche lesen

Die Verwendung des Senfkorns als Bild im Gleichnis der Evangelien ist literarisch kreativ. In keinem anderen antiken Text wird es als Symbol oder Bild verwendet. Das Senfkorn setzt bei dieser Eigenschaft Gottes an, dass er aus Kleinem etwas Grosses machen kann. Botanisch stimmt die Aussage, es sei der Kleinste aller Samen, natürlich nicht. Es stimmt aber theologisch, denn Mischna und Talmudim kennen das Senfkorn als kleinste Mengeneinheit (mNas 1,5 u. a.) und eine Senfstaude habe einmal die Grösse eines Feigenbaums erreicht (jPea 7,20b,17–19).

Bleibt man bei der theologischen Botanik, die durch die Textbezüge gegeben ist, so ist das Reich Gottes, das durch das Gleichnis des Senfkorns beschrieben wird, nichts anderes als die von JHWH gewollte Wiederaufrichtung des davidischen Reiches, an dem dann die ganze Welt seine grossen Eigenschaften erkennen soll. Es führt dann den jüdischen Gedanken weiter.

Für die Evangelien ist dieser Bezug wichtig, denn ohne die vorgeformten Sprachmuster aus der hebräischen Bibel können sie ihre Botschaft nicht verkündigen. Wer aber die Differenz zwischen der grossartigen Zeder und der armseligen Senfstaude wahrnimmt, merkt, dass dieses neue Bild etwas Ironisch-Subversives hat, das Träume von imperialer Grösse in ein komisches Licht setzt. Gottesherrschaft ist so keine Gegen-Herrschaft zum bestehenden römischen Rech, sondern ein Blick in die Zukunft, die Hoffnung auf die nicht durch menschliches Handeln herbeiführbare, von Gott verheisse Verwandlung der Welt. *Winfried Bader*

Dr. Winfried Bader ist Alttestamentler, war Lektor bei der Deutschen Bibelgesellschaft und Programmleiter beim Verlag Katholisches Bibelwerk in Stuttgart und arbeitet nun als Pastoralassistent in Sursee.

SKZ 22–23/2009

KIRCHEN-MUSIK

GEISTLICHE KLANGWELTEN – KIRCHENMUSIK HEUTE

Die Situation der Kirchenmusik heute ist irisierend und irritierend zugleich: Wir praktizieren hoch stehende Musik von der Gregorianik bis Palestrina, von Bach bis Bruckner, selten aus dem 20. Jahrhundert; wir singen im Gottesdienst nebst Liedern der Reformation und der Romantik auch unsere Alltags-Musik; wir musizieren auf der Orgel, im Chor und im Orchester, beziehen aber auch Gitarre und Jazz-Band ein, kurz: Alles steht zur Verfügung. Dieser Vielfalt möchte der Vortrag «Geistliche Klangwelten heute» nachgehen – aber auch der Frage, ob für uns der Begriff »Kirchenmusik» überhaupt noch existiert.

Die Vielfalt geistlicher Musik

Als Freunde der Kirchenmusik wissen Sie um die Vielfalt geistlicher Musik in der Liturgie, in Meditationen, musikalischen Vespern und kirchlichen Abendmusiken: Sie kennen den Gregorianischen Gesang, der unmittelbar aus der gottesdienstlichen Praxis entstand und deshalb als «Musik der Kirche» bezeichnet wird.[1] Sie kennen das immense Repertoire, welches Komponisten aller Zeiten als «Musik für die Kirche» komponierten: Die Musik Palestrinas, jene Musik also, die den Vorstellungen von liturgisch konformer Musik des Konzils von Trient am nächsten kam; Sie kennen die sprachgenaue Musik von Heinrich Schütz und die so unvergleichlich predigende Musik Johann Sebastian Bachs; Sie kennen die uns auch heute noch menschlich nahe stehende Musik der Wiener Klassik, die kunstvoll-spontanen Werke Joseph Haydns, die unerschöpflichen Inspirationen Mozarts, die oft dramatischen Auseinandersetzungen mit Text und Inhalt Ludwig van Beethovens; Sie kennen die zweifelnde Schönheit der Musik Schuberts, die umfassende Feierlichkeit Bruckners – und als besonders Interessierte kennen Sie auch einiges, was das 20. Jahrhundert für die Kirche und den Gottesdienst schrieb: die Kargheit in Igor Strawinskys Messe, die theologischen Visionen Olivier Messiaens in dessen Orgelmusik, die von orthodoxem Wissen erfüllten Meditationen Arvo Pärts und die Radikalität von Krzysztof Pendereckis Psalmen- und Passionsvertonung, aber auch die vielen individuellen Ansätze von Schweizer Komponisten, die für die Luzerner Jesuitenkirche komponierten, so etwa Albert Jenny, Ernst Pfiffner, Franz Rechsteiner und Linus David.

Musik in der Jesuitenkirche Luzern

Mit dieser geradezu irisierenden Vielfalt von Kirchenmusik, mit diesem Kaleidoskop aus längst Vergangenem und immer noch Lebendigem hat die Jesuitenkirche in Luzern in den letzten 30 Jahren ein Kirchenmusik-Bild entworfen, das – so meine ich persönlich – jenen Vorstellungen entspricht, welches die Konzilsväter des Zweiten Vatikanischen Konzils vor Augen hatten, als sie vor 45 Jahren in der Konstitution über die Liturgie hinsichtlich Kirchenmusik festhielten, dass «die überlieferte Musik der Gesamtkirche einen Reichtum von unschätzbarem Wert» darstelle, «ausgezeichnet unter allen übrigen künstlerischen Ausdrucksformen», und dass deshalb «der Schatz der Kirchenmusik mit grösster Sorge bewahrt und gepflegt» und die Sängerchöre nachdrücklich gefördert werden sollen. Die Kirchenmusiker mögen dabei, von christlichem Geist erfüllt, sich bewusst sein, dass es ihre Berufung ist, die Kirchenmusik zu pflegen und deren Schatz zu mehren.[2]

Diesem grundsätzlichen Statement über den Wert der Kirchenmusik folgen in der Liturgiekonstitution weitere wichtige Verortungen, so die beiden liturgisch-revolutionären Feststellungen, dass der gottesdienstliche Gesang notwendiger und integrierender Bestandteil der Liturgie sei (also nicht blosse «Verschönerung» der Feier) und dass die gesamte Gemeinde der Gläubigen die ihr zukommende tätige Teilnahme bei der Liturgie leiste (also nicht bloss «die Messe höre»). Das heisst folglich: Sowohl die Responsorien als auch die Kirchenlieder (die vor über 450 Jahren schon durch Martin Luther liturgisch emanzipiert wurden) und die damit eng verbundene Orgelmusik sind nicht nur Bestandteil des kirchenmusikalischen *Thesaurus musicae* («musikalischer Schatz» wie der schöne Begriff heisst); sie sind Teil der Liturgie. Die Gemeinde leistet so ihren musikalischen Beitrag und steht damit in dramaturgischen Dialog mit den Zelebranten und in Feiern mit grosser festlichen Ausprägung auch mit dem Chor, dem Orchester, den Solisten und der Orgel.

Wie sehr Musik alles dem existenziellen Bedürfnis auch des modernen Menschen entspricht, dokumentiert das auch heute ungebrochene, ja wachsende Interesse an Liturgieformen, die dieser Vorstellung, dieser musikalisch-künstlerischen Vision des Vatikanum II entsprechen. Und ich betrachte es als böse Diffamierung, dieses existenzielle Bedürfnis all jenen abzusprechen, die z.T. von weit her kommen, um an Weihnachten, Ostern und Pfingsten, aber auch im Advent, am Karfreitag oder an Kirchweih jenes spirituelle Erleben zu suchen, welches insbesondere musikalisch aufwändige Gottesdienste mit grosser Kirchenmusik vermitteln. Man könnte alles ja einfacher und ohne «störende Liturgie» (entschuldigen Sie diese saloppe Formulierung) haben, wenn man dieselben Werke im Konzertsaal hört, wo das geistliche Repertoire ja zusehends inflationärer geboten wird – eben, weil dafür ein wachsender Markt besteht.

Fragen im Bereich der Kirchenmusik

Dass heute hinsichtlich Kirchenmusik und Kirchenmusikpraxis aber auch Fragen auftauchen, ist bei

Prof. Dr. Alois Koch wirkte nach staatlichen Diplomabschlüssen (Orgel, Dirigieren) und der Promotion in Musikwissenschaft als Dirigent in verschiedenen Schweizer Städten und wirkt seit 1972 in Luzern. Von 1991 bis 1998 dirigierte er als Domkapellmeister den Chor der St.-Hedwigs-Kathedrale Berlin, die Domkapelle Berlin, das Orchester des Konzerthauses Berlin, das Rundfunk-Sinfonieorchester Berlin sowie die Berliner Sinfoniker. Von 1987 bis 2001 war er Direktor der Akademie für Schul- und Kirchenmusik Luzern, von 2001 bis 2008 Rektor der Hochschule Luzern – Musik, wo er nach wie vor pädagogisch und künstlerisch tätig ist. Er unterrichtet ebenfalls als Titularprofessor an der Universität Luzern.

Der hier abgedruckte Text ist der dritte und letzte, gering überarbeitete Beitrag von Vorträgen der Theologischen Fakultät zum Thema «Liturgische Musik – musikalische Theologie» während der Fastenzeit 2009 in der Jesuitenkirche Luzern.

[1] Vgl. David Eben: Gregorianik – die Gegenwart einer grossen Tradition, in: SKZ 177 (2009), Nr. 15–16, 273–275.

[2] Sacrosanctum Concilium 112, 114, 121.

dieser idealistischen Sicht auf die Vielfalt der Kirchenmusik nicht in Abrede zu stellen. Es gibt irritierende Phänomene, z. B. jenes, dass in der Kirchenmusik heute das retrospektive, ja museale Element dominiert, oder vice-versa, dass kaum mehr relevante Kompositionen für die Kirche geschaffen werden. Es irritiert, dass die Vorstellungen über Sinn und Inhalt der Liturgie innerhalb derselben Kirche divergieren wie kaum je zuvor, auch musikalisch, und es verunsichert, wenn das qualifizierte kirchenmusikalische Repertoire (wie schon gesagt) offensichtlich in den Konzertsaal abwandert und dafür in den Gottesdiensten musikalischer Mainstream Überhand nimmt. Ich möchte deshalb folgenden drei Fragen nachgehen:

1. Wieso ist es vor allem der «überlieferte Schatz der Kirchenmusik», der gepflegt und gesucht wird und selten Musik unserer Zeit?

2. Was macht letztlich Musik zur Kirchenmusik, oder anders gefragt: Was ist religiös, was ist kirchlich an Musik?

3. Welche Hoffnungen verbinden sich mit Kirchenmusik, oder radikaler gefragt: Wird Kirchenmusik überhaupt überleben? Und damit ergänze ich den ursprünglichen Titel meines Vortrages «Geistliche Klangwelten – Kirchenmusik heute» mit dem Nachsatz … «und morgen?»

Die Schwierigkeiten mit der zeitgenössischen Musik

Zur ersten Frage: Wenn wir die aktuelle kirchenmusikalische Situation überblicken, ist die Feststellung evident, dass dort, wo Kirchenmusik bewusst gepflegt und gefördert wird, das traditionelle Repertoire dominiert. Das gilt für die zahlreichen Messe-Vertonungen von Palestrina bis Bruckner, das gilt aber ebenso für das Liedrepertoire und die Orgelmusik.

Doch wenn wir den Blickwinkel über die Kirchenmusik hinaus öffnen, gilt diese Feststellung im Wesentlichen für die gesamte Musikpraxis, nicht nur für die kirchliche. Nur selten wird zeitgenössische Musik heimisch, es sei denn, man definiert als eigentlich zeitgenössisch, was mehrheitsfähig ist, also jene Musik, die – je nach Generation – DRS 1 und 3 ausstrahlen, und natürlich epidemisch die kommerziellen und lokalen Radiostationen. Machen wir uns nichts vor, auch in vielen Pfarreien und Gemeinden ist man zu diesem Schlusse gekommen, und die erfolgreichen Neuerscheinungen von Kirchengesangbüchern mit sog. «Neuen Geistlichen Liedgut» bestätigen jene Tendenz, die nach der Devise geht: Gut ist was gefällt – marktwirtschaftliches Denken (und Handeln) also auch im Gottesdienst. Der Musiker sieht diese Entwicklung sowohl künstlerisch als inhaltlich anders: Für ihn wäre zeitgenössische Musik jene Musik, welche die anspruchsvolle und die liturgische Funktion reflektierende Tradition eines Bach, Beethoven, Bruckners und Strawinskys weiterführt, also Musik von Messiaen, Penderecki und Wolfgang Rihm – um nur drei einigermassen bekannte aktuelle Namen zu nennen –, und er steht als Kirchenmusiker damit vor einem unlösbaren Dilemma: Hat die gebildete Klerikerwelt Palestrina und seine Musik noch problemlos als zeitgenössisch und modern schätzen können, verstand die aufgeschlossene Kirchgemeinde Bachs vieldeutige Rhetorik sehr wohl, und haben der Linzer Bischof Rudigier samt seiner Dompfarrei Bruckners kühne Orgelimprovisationen als «Blick in den Himmel» empfunden, so hat es zeitgenössische Musik dieser Qualität und dieser Aktualität sowohl bei den Interpreten, als auch bei den Zuhörern schwer. Das schimmert auch in der zitierten Liturgiekonstitution durch, und man kann nachvollziehen, wenn die Kirchenmusiker aufgefordert werden, neue Werke zu schaffen, die eng mit der liturgischen Handlung verbunden sind und das Gebet inniger zum Ausdruck bringen, die Einmütigkeit fördern und die Riten mit grösserer Feierlichkeit umgeben, aber auch Vertonungen, welche Merkmale solcher echter Kirchenmusik an sich tragen und sowohl kleinern Chören angepasst sind als auch die tätige Teilnahme der ganzen Gemeinde der Gläubigen fördern.[3] Kurz: Forderungen, die Mozart am Salzburger Dom in künstlerisch vollendeter Weise umsetzte, heute aber die Quadratur des Kreises erfordern, von einigen genialen Beiträgen abgesehen, auf die ich noch zu sprechen komme. Quadratur des Kreises, weil Anpassung an den Massengeschmack und an einfache Verhältnisse in den allermeisten Fällen zu unkünstlerischen Resultaten führt, und umgekehrt künstlerisch relevante Absichten auf Unverständnis und Ablehnung stossen in einer Umgebung (eben in der Liturgie), wo Musik integrierender Bestandteil sein soll und Einmütigkeit letztlich erste Voraussetzung ist.[4]

Das Wesen der Kirchenmusik

Dieses Beispiel führt uns zur zweiten Frage, zur Frage nach dem Wesen von Kirchenmusik. Eine Frage, die das Christentum seit seinen Anfängen kennt. Sie erinnern sich: David Eben zitierte in seinen Ausführungen den mittelalterlichen Kirchenlehrer Augustinus, der schwankend zwischen der Gefahr der blossen Sinnenlust und dem Erlebnis der heilsamer Wirkung von Musik schliesslich doch dazu neigte, den Brauch des Singens in der Kirche gutzuheissen, damit die Freuden des Gehörs dem unstarken Gemüt zur höheren Seelenbewegung verhelfen.[5]

Was meint Augustinus damit? Er weist auf jenen archaischen Antagonismus in der Musik hin, der sich zwischen der konstruktiven und der destruktiven Kraft dieses Phänomens abspielt; ein Antagonismus, wie er sich auch in der pointierten Aussage von Luther dokumentiert, die Musik nicht dem Teufel zu überlassen, da sie göttlicher Herkunft sei; des weitern in der grundsätzlich positiven Entscheidung des Konzils von Trient im 16. Jahrhundert, weiterhin mehrstimmige Kunst-Musik in der Kirche zu belassen, «damit sie die Herzen der Zuhörer mit Verlangen nach der himmlischen Harmonie erfülle» (einige Reformer wollten tatsächlich nur mehr die Gregorianik für die Liturgie erlauben, da die polyphone

[3] Vgl. ebd., 112.

[4] Ich habe diesen Zwiespalt als Domkapellmeister anlässlich des Berliner Papstbesuches 1996 in eindringlicher Weise persönlich erlebt: Meinem Engagement, mit zeitgenössischer Musik den Gottesdienst zu gestalten, wurde zwar stattgegeben, der Chor der St.-Hedwigs-Kathedrale und die Bläser der Berliner Philharmoniker musizieren im Olympia-Stadion auf höchstem Niveau Werke von lebenden Komponisten aus dem Bistum – doch daneben heizte eine Rockband den Zehntausenden von Gottesdienstteilnehmern tüchtig ein, brav abwechslungsweise: ein Stück Pop, ein Stück zeitgenössische Klassik. Für alle überraschend gab es jedoch einen Moment in der Liturgie, wo erlebbare Einmütigkeit herrschte: beim gemeinsamen Singen des gregorianischen Pater noster.

[5] Confessiones, X, 33.

KIRCHEN-MUSIK

Kompositions- und Aufführungspraxis sich verselbständigt und profaniert hatte); derselbe Antagonismus findet sich später im barocken Selbstverständnis, welches in einer umfassenden musikalischen Aula Dei Weltliches und Geistliches amalgierte. Ich erinnere nur etwa an Bachs Weihnachtsoratorium, wo aus einem weltlichen Kantatensatz zu Ehren der sächsischen Königin das weihnachtliche «Jauchzet, frohlocket, auf preiset die Tage» wurde.

Auf die Spitze getrieben erscheint die Fragestellung im 19. Jahrhundert, wenn man in romantischer Manier nach einem spezifischen Kirchenstil suchte, nach einem kirchenmusikalischen Kanon, um damit insbesondere die ländliche Musizierpraxis wieder liturgisch ins Lot zu bringen; sie hatte Formen angenommen, die unter ein verantwortbares Mass gefallen war, selbst im Kloster Engelberg, wie Felix Mendelssohn anlässlich seiner Schweizer Reise 1831 mit subtiler Ironie feststellte.[6]

Obwohl heute durchaus Parallelen zu finden wären, ist diese Schilderung der Hintergrund, auf dem sich in der Folge eine kirchenmusikalische Restauration entwickelte, welche letztlich nichts anderes im Sinne hatte, als eine inhaltlich und stilistisch normierte Musik für die Liturgie zu definieren. Dass man dabei eine historisch orientierte Lösung fand und Palestrina zum Massstab erhob, entsprach dem damaligen Zeitgeist, der kirchlicherseits weit ins 20. Jahrhundert hineingereicht und mitgeholfen hat, den Anschluss an die aktuelle Musikentwicklung über weite Strecken zu verlieren. Doch – um es etwas provokativ zu formulieren – ist uns in den Jahren nach dem ersten liturgisch-musikalischen Aufschwung des Zweiten Vatikanischen Konzils das nachsichtige Lächeln über diese cäcilianische Strenge und Eindimensionalität vergangen angesichts der wachsenden musikalisch-pastoralen Beliebigkeit, die weder zu einem neuen Kirchenstil, noch zu einer neuen kirchenmusikalischen Qualität geführt hat.

Es ist deshalb objektiverweise ein grosses Verdienst des in andern Fragen umstrittenen Papstes Benedikt XVI., dass er aus eigenem Antrieb und auf der Basis persönlicher Kompetenz – sein Bruder war über lange Jahre Domkapellmeister in Regensburg – sich vertieft mit Musik beschäftigt und präziser als bisher die Beschaffenheit des theologischen Interesses an Musik formuliert hat.[7]

Musik sei eine notwendige Ausdrucksform des Glaubens, und somit bedürfen Liturgie und Theologie jener Musik, deren Absicht die klangliche Vergegenwärtigung der Offenbarung ist. Explizit fordert er im Kompositorischen und Interpretatorischen künstlerischen und kommunikativen Anspruch und stellt sich sowohl gegen den banalen Rationalismus liturgischer Trivialmusik, als auch gegen subjektive spirituelle Radikalität zeitgenössischer Kunstmusik ausserhalb jeder kommunikativen Rücksicht; seine Sicht von Kirchlichkeit in der Musik gründet auf der kosmischen Dimension der Liturgie, der überzeitlichen und allgegenwärtigen Verbindung von Himmel und Erde. Keine Frage, eine widerständige Definition im Umfeld aktueller Einschaltquoten-Mentalität. So überraschend es klingt, in seinem Aufsatz «Religion und Musik» kommt der theologisch kritische Berufskollege Joseph Ratzingers, Hans Küng, zu einer vergleichbaren Schlussfolgerung, wenn er schreibt: «In gewissen Momenten ist es dem Menschen gegeben, sich zu öffnen, so weit zu öffnen, dass er in dem unendlich schönen Klang der Musik den Klang des Unendlichen hört … und in diesem wortlosen Geschehen der Musik vom unaussprechlichen Geheimnis angerührt wird.»[8]

Vorläufiges Fazit also: Die eingangs gestellte Frage nach dem Wesen von Kirchenmusik ist so zwar beantwortet, wenn auch nur ansatzweise, konkret beantworten jedoch kann sie letztlich nur der von christlichem Geist inspirierte Komponist. Wir wissen es von Palestrina, der damit den Ausschluss mehrstimmiger liturgischer Musik relativierte; wir wissen es von Bach, der in idealer Weise Luthers musikalischen Predigtauftrag umsetzte, von Mozart und Bruckner, die den Kern des Religiösen human zu fassen wussten, und Edmund Arens[9] hat Ihnen ein spirituell erfülltes Werk von Leonard Bernstein näher gebracht, ein Werk, worin inhaltliche und musikalische Erscheinungsform kongruent sind, eben ein Kunst-Werk. Ein weiteres Klangbeispiel kann andeuten, was Worte schwer ausdrücken können: Olivier Messiaens Motette «O sacrum convivium».

Wird Kirchenmusik überleben?

Mit dieser Musik von Olivier Messiaen kommen wir zur dritten Fragestellung: Wird Kirchenmusik im so umrissenen Sinne überleben? Man könnte diese Frage mit Blick auf verbreitete aktuelle liturgisch-musikalische Praxis aber auch anders stellen: Braucht es überhaupt noch «Kirchen»-Musik? Mit Verlaub: Als Kirchenmusiker haben Sie bei einer Hochzeit (oder bei einer Beerdigung, das ist musikalisch oft austauschbar) mit Händels «Largo», mit einem schön transkribierten Beatles-Song, mit dem «Air» aus der dritten Bach-Suite oder gar mit dem Lied «Ewigi Liebi» der Wiesenberger Newcomers garantiert Erfolg. Und ich meine solches nicht zynisch; alle genannten Beispiele sind durchaus gute Musik, doch was haben sie mit «Kirchen»-Musik zu tun? Wir spüren hier einen Zwiespalt: Händels «Largo» und Bachs «Air», selbst der sehnsüchtige Beatles-Song und «Ewigi Liebi» wären ja emotionell bei den genannten kirchlichen Anlässen gar nicht so unpassend und über Geschmack lässt sich bekanntlich streiten. Wieso also sind sie keine wirklich liturgische Musik, abgesehen einmal vom profanen Text?

Um auch hier einer Antwort etwas näher zu kommen (zu mehr reicht es nicht), möchte ich versuchen, die immanent religiösen Dimensionen von Musik, von jeder Musik, kurz zu skizzieren: Musik ist nicht bloss «tönend bewegte Form», wie es ein musikgeschichtlich bekannter Theoretiker[10] vor 150 Jahren formuliert hat, ist nicht einfach eine Aneinanderreihung von Tönen nach gewissen Regeln, wie es im 20. Jahrhundert Igor Strawinsky (mit Understatement natürlich) seinen Studierenden beibringen wollte,[11] ist weder Politik, Ideologie noch Soziologie (das Credo vieler zeitgenössischer Komponisten

[6] «So nahm ich denn Platz mitten unter den Mönchen; neben mir strich ein böser Benediktiner den Kontrabass, einige andere Geige. Der Pater praeceptor sang Solo und dirigierte mit einem langen Prügel; die Eleven des Klosters machten den Chor. Ein alter reduzierter Landmann spielte auf einer alten reduzierten Oboe mit und ganz in der Ferne sassen zwei und tuteten still in grosse Trompeten mit gründen Quasten. Es wurde eine Messe von Emmerich(?) gegeben, jeder Ton hatte seinen Zopf und seinen Puder. Ich spielte den Generalbass, machte die Responsorien, phantasierte auf das gegebene Thema und musste am Ende auf Begehren des Prälaten einen Marsch spielen, so hart es mir auf der Orgel ankam» (Felix Mendelssohn: Reisebriefe aus den Jahren 1830–1832. Herausgegeben von Peter Sutermeister. Tübingen 1998, 226).

[7] Joseph Ratzinger: Der Geist der Liturgie. Freiburg i. Br. 2000.

[8] Hans Küng: Mit allen Sinnen glauben. Gütersloh 1991, 20.

[9] Edmund Arens: Gottesgesang – Musik als Gebet, in: SKZ 177 (2009), 235–236.241.

[10] Eduard Hanslik.

[11] Igor Strawinsky: Musikalische Poetik. Mainz 1949.

Das Wichtigste über Religion Kirchen und Gesellschaft
26.5.09 / Nr. 21
kipa WOCHE
Katholische Internationale Presseagentur

"Auch ein Embryo hat eine Würde, besitzt einen Schutzanspruch"

Sibylle Ackermann zur Präimplantationsdiagnostik

Mit der Theologin und Biologin sprach Ann-Katrin Gässlein

Bern. – Der Bundesrat hat das Vernehmlassungsverfahren für eine Änderung des Fortpflanzungsmedizingesetzes eröffnet, das die Präimplantationsdiagnostik (PID) unter strengen Voraussetzungen zulassen will. Kipa-Woche hat mit der Theologin und Biologin Sibylle Ackermann Birbaum, Vize-Präsidentin der Kommission für Ethik und Technik der Schweizerischen Akademie der Technischen Wissenschaften (SATW), über PID gesprochen. Ackermann unterrichtet Ethik an der Universität Freiburg.

Wo steht die Präimplantationsdiagnostik heute?

Sibylle Ackermann: Es geht um eine Überarbeitung des Fortpflanzungsmedizin-Gesetzes aus dem Jahr 2001, das die Untersuchung von Embryonen vor dem Einsetzen in den Mutterleib auf Krankheiten verbietet. Neu soll ein Passus eingefügt werden, der PID in wenigen Fällen zulässt. Embryonen werden auf schwere Erbkrankheiten hin geprüft.

Was steckt hinter der PID?

Ackermann: PID setzt die Befruchtung einer Eizelle im Reagenzglas voraus, kann also nur im Fall einer künstlichen Befruchtung zur Anwendung kommen. Eine Frau lässt sich mehrere Eizellen entnehmen, von denen maximal drei im Reagenzglas befruchtet werden, sodass Embryonen entstehen. Wenn in einer Familie eine schwere Erbkrankheit vorkommt, werden die Embryonen auf diese speziellen Erbkrankheiten hin geprüft. Eingepflanzt werden dann nur solche, die nicht Träger der Erbkrankheit sind. Die anderen werden aussortiert; man lässt sie also wenige Tage nach der Befruchtung absterben. Um klar zu betonen: Der Gesetzesentwurf ist sehr restriktiv. PID darf nur angewandt werden, wenn eine Familie um das Risiko einer schweren Erbkrankheit weiss und die Untersuchung selbst wünscht. Es gibt es Hardliner, die jeden Eingriff ins Leben eines Embryos und daher auch die PID ablehnen. Auf der anderen Seite gibt es ein breites Spektrum an Positionen, welche die Anwendung der PID erweitern wollen: Etwa so, dass alle im Labor gezeugten Embryonen vor dem Einpflanzen auf häufige schwere Störungen untersucht werden dürften.

Warum wird das gefordert?

Ackermann: Jede künstliche Befruchtung bringt eine hohe körperliche und psychische Belastung mit sich. Die Frau braucht eine Hormonbehandlung, ihr werden Eizellen entnommen. Wenn

Sibylle Ackermann Birbaum

dann ein Embryo eingepflanzt wird, entsteht nicht automatisch eine Schwangerschaft. Oft nistet sich keine der drei befruchteten Eizellen ein oder das heranwachsende Baby geht in den ersten drei Monaten wieder ab. Um die Chance auf eine gelingende Schwangerschaft zu erhöhen, will man screenen und "beschädigte" Embryonen aussortieren.

Was sind die ethischen Probleme?

Ackermann: Das ethische Problem ist die Instrumentalisierung des Embryos. Einige Eltern möchten über PID zwischen Jungen und Mädchen zu wählen. Dann liegt das Selektionsrisiko für einen Embryo nicht in einer Krankheit, son-

Editorial

Kirchliche Position. – Die moderne Medizin eröffnet dem Menschen ganz neue Perspektiven. Krankheiten, die früher als unheilbar galten, können heute mit Erfolg bekämpft werden. Die Medizin gestattet es aber auch, Schicksal zu spielen. Ein Beispiel ist die Präimplantationsdiagnostik (PID).

Diese ermöglicht es Eltern, die um eine eigene Erbkrankheit wissen, Embryonen auf eine solche Krankheit hin untersuchen zu lassen. Der Bundesrat möchte die PID nun erlauben (siehe nebenstehenden Beitrag).

Wie schwierig der Weg zu einer möglichen Gesetzesänderung ist, zeigen die zum Teil bereits in der katholischen Kirche sich diametral gegenüberstehenden Meinungen.

Die Bioethik-Kommission der Bischöfe lehnt das bundesrätliche Ansinnen klar ab, der Schweizerische Katholische Frauenbund hingegen gibt dem Bundesrat keinen Korb, sondern stützt sich auf theologische Überlegungen mit seelsorgerlichen Aspekten.

Falls es zu einer Volksabstimmung über PID kommt, wird ein Nein in der heutigen Schweiz wohl nur zustande kommen, wenn die Kirche geschlossen auftritt.

Georges Scherrer

Die Zahl

124 Millionen Franken. – Das internationale katholische Hilfswerk "Kirche in Not" hat 2008 einen Spendenrekord erzielt. Weltweit sammelte es 124 Millionen Franken, ein Jahr zuvor waren es 121 Millionen Franken. In der Schweiz konnte das Niveau des Vorjahres nicht gehalten werden. Wie die Schweizer Sektion an ihrer Generalversammlung erklärte, gingen die Einnahmen 2008 um 15 Prozent zurück. 2008 nahm "Kirche in Not" in der Schweiz 8,24 Millionen Franken ein, ein Jahr zuvor 11 Millionen Franken. 2008 verzeichnete das Werk einen starken Rückgang bei den Legaten. (kipa)

Hinweis: *Die nächste Kipa-Woche erscheint wegen der Pfingstfeiertage am Mittwoch, 3. Juni.* (kipa)

Namen & Notizen

Uta-Maria Köninger. – Die 51-jährige Theologin wird per 1. September neue Leiterin der Fachstelle für Religionspädagogik im Kanton Zürich. Damit übernimmt erstmals eine Frau die Leitung einer Dienststelle der Zürcher Zentralkommission. (kipa)

Markus Vögtlin. – Angesichts der Krise in den Medien hat der Präsident des Schweizerischen Katholischen Pressevereins (SKPV) die christliche Presse dazu aufgerufen, den Einstieg ins Internet nicht zu verpassen. Der Verein kämpft mit Mitgliederschwund, zu seiner Revitalisierung sucht er neue Aufgaben und Partner. Mit Sponsoren will er ein Internet-Verzeichnis der katholischen Presse aufschalten. (kipa)

Stuart Rennie. – Die Kirche von Schottland hat die Ernennung eines homosexuellen Pfarrers bestätigt. Beobachter hatten die Möglichkeit eines Schismas der presbyterianischen Kirche gesehen, aber es war unklar, wie viele Gemeindemitglieder bereit wären, die Kirche aus Protest gegen Homosexuelle zu verlassen. (kipa)

Carlo Maria Martini. – Die Kirche muss gemäss dem früheren Mailänder Kardinal eine Lösung für wiederverheiratete Geschiedene finden. Es gehe nicht um eine pauschale Zulassung aller zur Eucharistie, aber unter den Betroffenen seien Personen, die sich ohne eigene Schuld in einer unumkehrbaren Situation befänden und Verpflichtungen gegenüber den Kindern aus der zweiten Ehe hätten. (kipa)

Thomas Maurer. – Den 45-jährigen reformierter Gemeindepfarrer von Knonau ZH hat die Gesellschaft für Armeeseelsorge (SGA) zu ihrem neuen Präsidenten gewählt. Seine Hauptaufgabe werde die Frage des Nachwuchses in der Armeeseelsorge sein. (kipa)

Hanspeter Schmitt. – Der Professor für Theologische Ethik an der Theologischen Hochschule Chur beklagt, dass die Schweiz die Uno-Konvention für die Rechte von Menschen mit Behinderung nicht unterzeichnet hat. Die Politiker befürchteten wohl, dass von der Konvention "weitere Herausforderungen für die Fairness gegenüber Menschen mit Behinderung ausgehen", so auch in der schulischen Integration. (kipa)

dern im "falschen" Geschlecht. Und es gibt die Forderung, PID für "Retterbabies" zuzulassen. Wenn ein Kind für die Therapie eines schwer erkrankten Geschwisters gebraucht wird, soll der passende, gewebekompatible Embryo eingepflanzt werden.

Sie sind auch Theologin: Wie stellen Sie sich zu diesen Fragen?

Ackermann: Die gedankliche Leistung, die wir bei der PID bringen müssen, ist die Anerkennung, dass auch ein kleiner menschlicher Zellhaufen eine Würde hat. Die Frage ist, ob es Konfliktsituationen gibt, wo die Gründe auf der anderen Seite so wichtig sind, dass der Lebensschutz des Embryos als kleineres Übel geopfert werden darf. Die radikale Position besagt, dass "Leben" nicht abwägbar ist. Das Lehramt der katholischen Kirche ist hier sehr klar. Auf der anderen Seite wünschen sich Paare mit Fruchtbarkeitsproblemen oder mit einer schweren Erbkrankheit ein Kind. Die Moraltheologie, die seelsorgerliche Aspekte beachtet, ist nicht grundsätzlich gegen Zeugung im Reagenzglas. Sie macht aber darauf aufmerksam, dass im Leben vieles nicht "nach Plan" verläuft, dass auch Kinderlosigkeit eine Chance bedeuten kann und dass es kein "Kind nach Mass" geben soll.

Sie haben beim Positionspapier des Schweizerischen Katholischen Frauenbund mitgearbeitet. Seine Aussage?

Ackermann: Der SKF unterstützt den vorliegenden, restriktiven Gesetzesvorschlag, fordert aber einige Anpassungen. So sollen die PID-relevanten Fälle von einer Fachkommission geprüft und begleitet werden. Das Papier des SKF betont klar das christliche Menschenbild, das neben dem Schutz des Lebens auch den Auftrag sieht, die Welt für die Menschen lebenswert zu gestalten und die autonome Verantwortung jedes Einzelnen betont.

(kipa / Bild: Ann-Katrin Gässlein)

Leid rechtfertigt nicht Einsatz jeder Technik

Freiburg. – Die Bioethik-Kommission der Schweizer Bischofskonferenz lehnt die Zulassung der Präimplantationsdiagnostik (PID) ab. Diese Position hat sie in ihrer Stellungnahme zum Gesetzesvorschlag des Bundesrates deutlich gemacht. Das Gesetzesprojekt nennt die Kommission einen unmöglichen Versuch der Quadratur des Kreises.

Die Kommission verstehe Leid und Furcht von Paaren, die wissen, dass sie schwere genetische Krankheiten übertragen können. Ihnen schulde die Gesellschaft Solidarität und die Weiterentwicklung der Technik. Doch rechtfertige das Leid nicht jedes technische Verfahren. Auch mit der PID-Technik sollen gemäss Bundesrat schwere Krankheiten verhindert werden. Tatsächlich würden bei diesem "eugenischen Auswahlverfahren", so die Kommission, jene Embryonen eliminiert, die mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit Träger einer Krankheit seien. Dabei werde willkürlich die Grenze bei der 25-prozen-tigen Wahrscheinlichkeit für die Übertragung einer schweren Krankheit gezogen. Auf das Risiko einer Krankheit werde mit der sicheren Zerstörung der betroffenen Embryonen geantwortet.

Stigmatisierung von Behinderten

Der Gesetzesentwurf wolle durch die Beschränkung der Indikationen auf "schwere Krankheiten" eine rein subjektive Entscheidungsmöglichkeit der Eltern über ihre Embryonen verhindern. Zugleich erfolge genau durch diese Indikationen eine Stigmatisierung der Menschen mit Behinderungen, als ob ihr Leben nicht lebenswert sei, kritisiert die Kommission. Sie geht davon aus, dass die Zulassung der PID früher oder später eine Lockerung der bestehenden Schranken im Fortpflanzungsmedizingesetz und der Bundesverfassung nach sich ziehen wird.

Ethisch unzulässig

Nutzen-Risiko-Abwägungen, wie sie im erläuternden Bericht zum Gesetzesentwurf vorgenommen werden, seien ethisch unzulässig, wenn die Würde des Menschen selbst auf dem Spiel stehe. Mit der Zulassung der PID würde sich die Schweiz auf eine schiefe Ebene begeben, von der es kein Zurück mehr geben würde.

Hinweis: Die Stellungnahme der Bioethik-Kommission ist zugänglich unter: http://www.kath.ch/bk. (kipa)

SEK sagt Nein zu PID

Bern. – Der Schweizerische Evangelische Kirchenbund (SEK) wendet sich gegen die geplante Aufhebung des PID-Verbots. Der vom Bundesamt für Gesundheit vorgelegte Entwurf biete keinen wirksamen Schutz vor den PID-Risiken, macht der SEK in seiner Vernehmlassungsantwort geltend. (kipa)

Montecassino und der heilige Benedikt

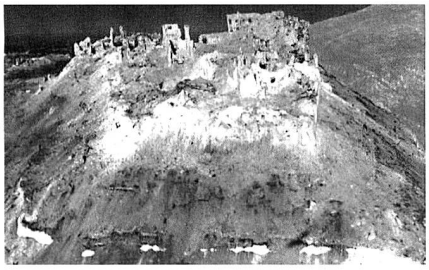
Cassino. – Papst Benedikt XVI. hat bei seinem Besuch im mittelitalienischen Montecassino am 24. Mai zum Frieden in Europa und in der Welt aufgerufen. Unter Hinweis auf den Mönchsvater Benedikt, der hier sein grösstes Kloster gründete, forderte er die Menschheit zu einem Frieden auf, der letztlich ein Geschenk Gottes sei, der aber auch menschlichen Einsatz erfordere.

Zugleich gedachte der Papst der Gefallenen des Zweiten Weltkriegs. Die Umgebung von Montecassino wurde damals heftig umkämpft. Hier verlief die "Gustav-Linie", mit der sich die Deutschen gegen die von Süden vorrückenden Alliierten verschanzten. $

Im Zuge der Kampfhandlungen wurde das vom Europa-Patron Benedikt im Jahr 529 gegründete Kloster Montecassino, das als Wiege des abendländischen Mönchtums gilt, am 15. Februar 1944 bei einem alliierten Bombenangriff fast völlig zerstört.

Zeugnis für grosses Leiden

Mit rund 20.000 Gläubigen feierte der vor dem Besuch der Abtei auf der zentralen Piazza Miranda in Cassino, die auf Beschluss des Stadtrats ab sofort den Namen "Piazza Benedetto XVI." trägt, eine Messe. Er mache seinen Besuch in Montecassino 65 Jahre nach der Zerstörung des Klosters, um für den Frieden in Europa und auf der ganzen Welt zu beten. Zeugnis für das grosse Leiden in Montecassino seien die Soldatenfriedhöfe, der polnische, der deutsche und der des Commonwealth. Benedikt XVI. beklagte, dass auch heute noch Menschen in vielen Teilen der Erde unter Gewalt litten.



Nach der Bombardierung im Jahr 1994

Evangelium als Lebensprogramm

In seiner Predigt schlug Benedikt XVI. den Bogen zu seinem Papstnamens-Patron. Dessen Motto "Ora et labora" – bete und arbeite bilde die Kurzfassung eines Lebensprogramms aus dem Evangelium. Zweites Kernanliegen der benediktinischen Spiritualität sei die Arbeit. Dabei gehe es besonders um die Vermenschlichung der Arbeitswelt.

Benedikt XVI. beklagte die schwierige Situation, in der heute viele Arbeiter und ihre Familien leben müssten. "Ich bekunde meine Solidarität mit denen, die unter besorgniserregender Bedürftigkeit leben, die von Kurzarbeit oder Entlassung betroffen sind."

Der Papst appellierte an Arbeitsgeber und öffentliche Verwaltung, wirksame Massnahmen gegen die Arbeitslosigkeit zu ergreifen, neue Arbeitsplätze zu schaffen und damit Familien zu retten.

Fundamentaler Impuls

Für Benedikt XVI. ist der Besuch in Montecassino eine Begegnung mit dem Lebensraum seines Papstnamens-Patrons, dessen Grab in der Krypta der Basilika den Bombenangriff von 1944 überstanden hat. Der heilige Benedikt habe nach dem Zusammenbruch des Römischen Reiches von Montecassino aus eine geistige und kulturelle Erneuerungsbewegung des Abendlandes initiiert, sagte der Papst in Montecassino.

Auf der Grundlage des Christentums habe er eine Lebensform aus Gebet, Studium und Arbeit geschaffen und damit einen fundamentalen Beitrag zur kulturellen Entwicklung des Kontinents gelegt. Er habe ein Bild von Verständnis vom Menschen propagiert, das dessen göttlicher und menschlicher Bestimmung ausgewogen Rechnung trägt und im sozialen Zusammenleben die geistige Einheit nie ausklammert.

(kipa / Bild: battagliamontecassino.it)

Kindsmissbrauchsbericht erschüttert Kirche

Dublin. – Zutiefst erschüttert über den Untersuchungsbericht zu Kindesmisshandlungen in katholischen Heimen und Schulen hat sich der Primas von Irland, Erzbischof Diarmuid Martin, geäussert.

Die kirchlichen Organisationen müssten eine ernsthafte Untersuchung darüber anstellen, wie sich ihre Ideale durch die physischen, psychischen und sexuellen Übergriffen gegenüber Schutzbefohlenen verkehrt hätten.

Das am 20. Mai vorgelegte Dossier berichtet über Gewalt gegen Kinder in 250 katholischen Institutionen ab 1930 bis in die 90er Jahre. (kipa)

In 2 Sätzen

Anschlag. – Bei einem Bombenanschlag auf die katholische Kathedrale in Nepals Hauptstadt Katmandu sind zwei Menschen getötet und 14 verletzt worden. Zum Anschlag auf den Gottesdienst, zu dem sich 500 Menschen versammelt hatten, bekannte sich eine Hindugruppe unter dem Namen "Nationale Verteidigungsarmee". (kipa)

Rentenalter. – Die Vatikanangestellten müssen künftig zwei Jahre länger arbeiten. Ab Anfang 2010 will der Vatikan das Rentenalter für Laien-Mitarbeiter von 65 auf künftig 67 Jahre hinaufsetzen, für Geistliche und Ordensleute in vatikanischen Diensten steigt es von 70 auf 72 Jahre und Frauen können künftig mit 62 Jahren in Pension gehen (bislang 60), falls sie mindestens 30 Jahre lang in die Pensionskasse eingezahlt haben. (kipa)

Kulturweg. – Ein neuer jüdischer Kulturweg führt zu baulichen Zeugen jüdischen Lebens im Kanton Aargau. Er umfasst diverse Stationen in den Gemeinden Endingen und Lengnau sowie den jüdischen Friedhof, der zwischen den beiden Ortschaften liegt. (kipa)

Verkauf. – Die Kirchenmesse "Swissegliese", vor drei Jahren in Weinfelden TG erstmals mit Erfolg durchgeführt, wird zum Verkauf angeboten, die Genossenschaft Messen Weinfelden ist mit Interessenten in der Deutsch- und Westschweiz im Gespräch. Bei der zweiten Durchführung 2007 zeichnete sich ab, dass eine jährliche Durchführung unter den Ausstellern auf bloss mässiges Interesse stiess. (kipa)

Glockengeläut. – Der Streit um das Glockengeläut der evangelischen Kirche im ausserrhodischen Trogen ist nach mehreren Jahren beigelegt worden. Jetzt will die Interessengemeinschaft "IG Stiller" gegen das nächtliche Läuten der Kathedrale in St. Gallen vorgehen. (kipa)

Pakistan. – In einem gemeinsamen Nothilfeprojekt im Umfang von 500.000 Franken unterstützen Caritas Schweiz und das Hilfswerk der Evangelischen Kirchen Schweiz (Heks) Flüchtlinge in Pakistan. Projektpartner ist die türkische Hilfsorganisation Anatolian Development Foundation mit der Caritas und Heks in Pakistan, Iran und Türkei zusammenarbeitet. (kipa)

Streit um Hessischen Religions-Kulturpreis

"Neue Zürcher Zeitung" bedauert Schritt gegen NZZ-Autor

Zürich. – Die "Neue Zürcher Zeitung" protestierte gegenüber dem Ministerpräsidenten Hessens, Roland Koch, gegen die nachträgliche Aberkennung des Navid Kermani zugesprochenen Hessischen Kulturpreises.

Mit Besorgnis und Verwunderung nehme man zur Kenntnis, dass Kermani aufgrund eines in der NZZ erschienenen Artikels der Preis wieder aberkannt werden soll, nachdem zwei Mit-Preisträger, darunter Kardinal Lehmann, es abgelehnt hätten, zusammen mit Kermani ausgezeichnet zu werden, schreibt NZZ-Chefredaktor Markus Spillmann.

Navid Kermani habe im fraglichen Text ein seltenes Beispiel für die schonungslose Auseinandersetzung mit eigenen vorgefassten Meinungen und Vorurteilen gegeben. "Wie, wenn denn nicht auch so, soll das Gespräch zwischen den Kulturen und den Religionen über den unverbindlichen Austausch von Höflichkeiten hinaus zu einem ernsthaften und ernstzunehmenden Dialog fortschreiten", fragt nun Spillmann.

Fundamentales Symbol angegriffen

Der Mainzer Kardinal Karl Lehmann und der ehemalige Präsident der Evangelischen Kirche in Hessen, Peter Steinacker, lehnen es ab, gemeinsam mit Kermani mit dem Hessischen Kulturpreis 09 für Verdienste um den interreligiösen Dialog ausgezeichnet zu werden. Sie werfen ihm vor, das Kreuz als zentrales christliches Glaubenssymbol fundamental und unversöhnlich angegriffen zu haben. "Ich musste mir vorstellen, welche Bildunterschriften zu lesen wären, wenn ich in dieser Situation und möglicherweise noch im Bischofsgewand neben Navid Kermani den Preis entgegengenommen hätte", schreibt Lehmann. "Ich malte mir schon die Kommentare derer aus, die mich deswegen verhöhnt hätten, heute aber über mich herfallen, weil ich mir dieses Szenario ersparen wollte."

Lehmann warnt zudem davor, den interreligiösen Dialog zu überfordern. "Wenn nicht eine grundlegende Achtung vor der Glaubensüberzeugung anderer und Respekt vor der Andersheit des Anderen bestehen, steht es schlecht um ein wirkliches Gespräch der Religionen untereinander."

"Lust" am Leiden

Kermani hatte in einer Bildbesprechung für die NZZ geschrieben: "Gewiss stösst mir die Lust, die katholische Darstellungen seit der Renaissance an Jesu Leiden haben, auch deshalb so auf, weil ich es von der Schia kenne". Das Martyrium werde dort genauso exzessiv bis hin zum Pornografischen zelebriert. Die Schia ist die zweitgrösste Konfession des Islam. Ihre Anhänger sind die Schiiten, die etwa eine blutige Selbstgeisslung kennen. Kermani nannte die Vergegenständlichung des Schmerzes "barbarisch, körperfeindlich, ein Undank gegenüber der Schöpfung, über die wir uns freuen, die wir geniessen sollen, auf dass wir den Schöpfer erkennen". Er könne verstehen, warum Judentum und Islam die Kreuzigung ablehnten. Für ihn sei das Kreuz ein Symbol, "das er theologisch nicht akzeptieren kann, akzeptieren für mich, meine ich, für die Erziehung meiner Kinder". (kipa)

Zeitstriche

pope2you.net. *– Der Vatikan hat mit der Website www.pope2you.net ("Der Papst kommt zu dir") eine neue Initiative im Internet gestartet. "Es soll eine Website für junge Menschen sein", erklärte der Präsident des Päpstlichen Medien-Rates, Erzbischof Claudio Maria Celli. Die Website wird zunächst fünfsprachig arbeiten. – Bild: Monika Zimmermann für Kipa-Woche (kipa)*

Daten & Termine

28. Mai. – In Zürich wird eine Zwillingsinitiative gegen Sterbetourismus und Suizidbeihilfe im Kanton den Behörden übergeben. Es wurden weit mehr als die für eine Volksabstimmung nötigen 6.000 Unterschriften gesammelt. Das Initiativkomitee besteht zu grossen Teil aus Mitgliedern der Eidgenössisch-Demokratischen Union. (kipa)

29. Mai. – Im Basler Münster findet die Veranstaltung "20 Jahre Ökumenische Versammlung" statt. Bei der Vorbereitung habe sich gezeigt, dass der Enthusiasmus von damals einer gewissen Trägheit gewichen sei, stellt Basels reformierter Kirchenratspräsident Lukas Kundert fest. Nach der Vatikan-Erklärung "Dominus Jesus" und "weiteren Kränkungen" der evangelischen durch die römische Kirche sei Misstrauen entstanden. (kipa)

1.–7. November – In der Schweiz findet die 3. "Woche der Religionen" statt. Koordiniert wird diese durch die Interreligiöse Arbeitsgemeinschaft in der Schweiz (Iras Cotis). (kipa)

Das Zitat

Gesetz und Gottes Geist. – "Leider sind im Augenblick die Konservativen, die zum Teil noch mittelalterlichen Vorstellungen von der Kirchenstruktur verhaftet sind, sehr stark in Rom. Sie wollen alles gesetzlich reglementieren. Von mir aus gesehen ist das ein Zeichen mangelnden Glaubens: Können die Buchstaben des Gesetzes mehr als Gottes Geist, der uns lebendig macht?"

Josip Knezevic*, seit 2008 Pfarradministrator in Rüschlikon ZH, in der* ***"Zürichsee-Zeitung"****.* (kipa)

Impressum

Redaktion dieser Ausgabe:
Georges Scherrer
Kipa-Woche erscheint jeden Dienstag und wird von der Katholischen Internationalen Presseagentur in Zürich herausgegeben.
Kipa-Woche, Postfach 1863, 8027 Zürich
Telefon: 044 204 17 84, Fax: 044 202 49 33,
kipa@kipa-apic.ch, www.kipa-apic.ch
Abonnemente:
Telefon: 026 426 48 31, Fax: 026 426 48 30
administration@kipa-apic.ch
Jahresabonnement:Fr.145.30 (inkl. MWST)
per E-Mail als PDF-Datei Fr. 70.35
Für Zahlungen: Post-Konto 17-337-2
Ein Nachdruck (ganz oder teilweise) in Publikationen ist honorarpflichtig und nur mit Quellenangabe möglich.

nach dem Zweiten Weltkrieg), Musik ist immer viel- und mehrdeutig.

Deshalb beinhaltet sie auch Dimensionen, die im Bereich des Religiösen und damit auch der Liturgie wirksam sind oder wirksam werden können, konstruktive und destruktive. Um nur einige zu nennen:[12] Musik hat klangmagische Wirkung («Musik verzaubert»), Musik hat ekstatisierende, bewusstseinserweiternde Wirkung (die fürchtete sowohl Augustinus, wie viele seiner kirchlichen Nachfolger ganz besonders, was mit Blick auf die heutige Disco-Landschaft nachvollziehbar ist); Musik öffnet mythische und mystische Perspektiven (jeder Wagner- und Mahler-Kenner weiss darum), Musik hat integrierend-kommunikative Kraft (vom geselligen Singen im trauten Kreise bis hin zur grossen Solidarisierung im Fussball-Stadion), Musik beinhaltet seelsorgerlich-therapeutische Möglichkeiten (die Medizin hat dies eingehend erforscht); Musik kann rhetorisch sein (das wussten die barocken Meister, weiss die heutige Filmindustrie), Musik hat eine grosse spielerische Komponente (und ist in diesem Sinne immer auch autonom und schwer zu bändigen) und sie hat schliesslich die Fähigkeit zur metaphysich-symbolischen Vergegenwärtigung, oder mit einem Wort Beethovens: «Musik ist höhere Offenbarung als jede Philosophie.»

Es ist vielleicht nachvollziehbar, welch vielfältige und komplexe Momente ins Spiel kommen, wenn Musik erklingt, ganz besonders in der Liturgie, wo Musik ja integrierender Bestandteil ist. Und hier sehe ich denn auch die nachvatikanische Zukunft der Kirchenmusik: Nicht mehr ausschliesslich die innerkirchlich generierte Musik der Gregorianik (Sie erinnern sich: «Musik der Kirche») – sie natürlich auch, nicht mehr der durchaus verständlichen Ausschluss bestimmter musikalischer Formen einer selektionierten «Musik für die Kirche», nicht mehr die kompositorische Einschränkung auf einen expliziten «Kirchenstil» bestimmen schon heute und sicher morgen die «Musik in der Kirche», sondern der qualifizierte Umgang mit den offenkundigen religiös-spirituellen Möglichkeiten der Musik. Und qualifiziert heisst in diesem Zusammenhang: Wissen um das Wesen der Liturgie, Wissen um die Zielsetzung liturgischer Musik.

Dreifache Zielsetzung liturgischer Musik

Dieser Zielsetzung aber versuchte ich mich mit meinen Überlegungen zum Thema «Geistliche Klangwelten» anzunähern, sie aus Tradition und Gegenwart zu destillieren – sie erscheint mir dreifach: Kirchenmusik sucht die «Teilhabe am Himmelsklang und an kosmischer Ordnung» (so formuliert es Josef Ratzinger), sie ist gleichzeitig Sehnsucht nach «Offenbarung metaphysischer Wahrheit und letzter Wirklichkeit» (so sieht sie Hans Küng) und sie strebt nach jener Symbolsprache der Gefühle und jenem Ausdruck kollektiver Gestimmtheit, welche das zweite Vatikanische Konzil Einmütigkeit nennt.

Damit aber kehren wir an den Anfang unserer Überlegungen zurück. Wir begreifen nun, wieso für uns der *Thesaurus musicae sacrae* auch heute noch lebendig ist – er hat zu verschiedenen Zeiten diese religiösen Dimensionen der Musik für die Liturgie wirksam gemacht und dadurch überzeitliche Qualität erhalten; wir haben, so hoffe ich, realisiert, dass oberflächliche und triviale Musik (auch wenn sie dem Zeitgeist entspricht) der Liturgie nicht gerecht werden kann, und wir verstehen nun vielleicht, wie anspruchsvoll es heute geworden ist, zeitgenössische Kirchenmusik zu praktizieren – anspruchsvoll für die Komponisten, für die Interpreten, am anspruchsvollsten wohl für eine mindestens musikalisch pluralistische Gemeinde. Der letztjährige ökumenische Kongress für Kirchenmusik in Stuttgart hat diese Sicht der aktuellen kirchenmusikalischen Situation in einer öffentlichen Erklärung thematisiert. Da ich sie mitunterschrieben habe, hier die zentralen Thesen daraus:[13]

1. Die Kirchenmusik ist unverzichtbarer Bestandteil christlicher Verkündigung und Ausdruck des Glaubens. Ihre traditionellen Wurzeln bilden die Grundlage europäischer Musikkultur.

2. Geistliche Musik vermag den Menschen in einer Tiefe zu berühren, die das gesprochene Wort allein nicht erreicht. Sie kann Menschen auf einladende Weise mit Glauben und Kirche in Berührung bringen.

3. Der Gottesdienst ist die erste Aufgabe der Kirchenmusik. Im Streben nach höchster Qualität erweist sich Wahrhaftigkeit von Kirchenmusik in religiöser und kultureller Hinsicht. Banale Anpassung an einen kommerziellen Musikgeschmack steht der Wahrhaftigkeit im Wege.

4. Das gemeinsame Wirken von Musik und Theologie im Gottesdienst erfordert sowohl grössere theologisch-liturgische Kompetenz von Musikern wie auch grössere musikalisch-liturgische Kompetenz von Theologen.

5. Die theologische und schöpferische Kraft zeitgenössischer Musik ist zu grösserer Wahrnehmung zu verhelfen. Die Auseinandersetzung mit zeitgenössischer Kirchenmusik kann Fragen stellen, die für die Artikulation des Glaubens in der Gegenwart von grosser Bedeutung sind.

Schluss

Für mich steht ausser Frage, dass die Kirchenmusik eine Zukunft hat und so lange unbestritten bleibt, als in unserer Gesellschaft Kirche und Liturgie Zukunft haben. Zu sehr sind in letzter Perspektive die Anfänge von Religion und Musik, auch die Anfänge christlichen Tuns und künstlerischer Äusserung miteinander vernetzt. Wie aber künftige Kirchenmusik konkret sich darstellt, müssen weiterhin (wie zu Palestrinas, Bachs und Bruckners Zeiten) religiös engagierte Künstler erarbeiten, und deshalb tut nach einem pointierten Wort das Berner Pfarrers und Dichters Kurt Marti «die Theologie gut daran, sich mit der heiligen Unberechenbarkeit der Kunst zu verbünden».

Alois Koch

KIRCHENMUSIK

[12] Vgl. Prof. Dr. Peter Bubmanns Referat «Religiöse Dimensionen der Musik. Ein Überblick mit theologischer Würdigung» am Kirchenmusikkongress 2008 in Stuttgart.

[13] Stuttgarter Erklärung zur Kirchenmusik; Kirchenmusikkongress Stuttgart 2008 (zugänglich unter: http://kirchenmusik.bistumlimburg.de/index.php?_10=4911aaf4x1308aaee.pdf&_0=16&sid=2d60a08ee561f477af5d1838f56c60ba).

SKZ 22–23/2009

SCHWEIZER KIRCHEN-GESCHICHTE

EIN PIONIER DER ÖKUMENE UND ZEUGE DES ZWEITEN VATIKANISCHEN KONZILS

Zum 100. Geburtstag von Johannes Feiner (7. Juni 1909)

Dr. Albert Gasser, Priester des Bistums Chur, war 1969–1993 Professor für Kirchengeschichte an der Theologischen Hochschule Chur und 1978–1982 deren Rektor. Der Honorarprofessor der Theologischen Hochschule Chur (Ernennung 2001) wurde 2008 Träger des «Preises des religiösen Buches» der Vereinigung des katholischen Buchhandels in der Schweiz.

Geboren und aufgewachsen im stadtzürcherischen Milieukatholizismus in der Pfarrei St. Anton, aus der viele Priesterberufe hervorgingen, besuchte der junge Feiner die Schulen bis zur Matura in Zürich. 1928–1936 studierte und promovierte er an der Gregoriana in Rom. Während des Studiums wurde er 1934 zum Priester geweiht. Seine Ausbildung und geistige Formung fiel in die Zeit Mussolinis und des strammen Pontifikats Pius' XI. Von 1938–1962 wirkte Feiner als Professor für Dogmatik und Fundamentaltheologie am damaligen diözesanen Priesterseminar St. Luzi in Chur. Während dieser Zeit amtierte er zusätzlich viele Jahre als «Moderator». Er war verantwortlich für die Disziplin der Alumnen, wie die Seminaristen offiziell hiessen. Es lebten und studierten damals ausschliesslich Priesteramtskandidaten im Haus. Feiner übte ein strenges Regiment. Ein nicht überhörbares Misstrauen begleitete seine Erziehungsmethoden, die er vom Germanikum in Rom eins zu eins auf Chur übertrug. Ein pedantischer Zug haftete ihm, dem Schwerarbeiter, bei aller theologischen Aufgeschlossenheit zeitlebens an. Und später konnte man es sich kaum vorstellen, dass er in jungen Jahren gern schwere Motorräder fuhr. Auch anspruchsvolle alpine Hochtouren befriedigten seinen Leistungsdrang. Professor Feiner war höflich, gelegentlich charmant, er konnte sich intensiv auf einen Gesprächspartner einlassen und zeigte sich beispielsweise neugierig interessiert an handwerklichen Fertigkeiten und technischen Errungenschaften. Aber er blieb im Umgang mit Menschen distanziert und bot Kollegen, Priestern und Mitarbeitern das Du nicht an.

Aus klassisch Diasporamilieu

«Johannes» – ein theologischer Künstlername – war und blieb in der Familie der (Onkel) «Hans». Seine Eltern stammten aus dem Raum Ravensburg in Süddeutschland. Und beide Elternteile kamen in jungen Jahren unabhängig voneinander nach Zürich und lernten einander im Gesellenhaus Wolfbach kennen, wo der Vater von Johannes Feiner eine Zeit lang wohnte. Eine klassische binnenkatholische Eheanbahnung in der Zürcher Diaspora vor gut hundert Jahren. Der Vater betrieb ein Schuhmachergeschäft. Zürich war und blieb auch die Heimat von Johannes Feiner, dem zweitältesten von sechs Kindern. In Graubünden schlug er keine Wurzeln. Kathedrale, bischöflicher Hof und Priesterseminar bildeten eine Enklave in der damals eindeutig reformiert beherrschten Stadt Chur. Die ökumenischen Impulse holte Feiner nicht aus der bündnerischen Metropole. Er passte das bekannte Wanderlogion seiner biografischen Geografie an und pflegte zu sagen, das Schönste an Chur sei der Schnellzug nach Zürich.

Ungeachtet solcher Empfindungen weckte die kirchliche Aufbruchstimmung der 1950er-Jahre die theologischen Lebensgeister in Chur. 1957, kurz vor Ende der Ära der Pius-Päpste, aus Anlass des 150-Jahr-Jubiläums des Priesterseminars St. Luzi, gaben die drei Professoren Johannes Feiner, Josef Trütsch und Franz Böckle einen starken Sammelband mit dem Titel «Fragen der Theologie heute» heraus. Das Werk löste ein beachtliches und positives Echo aus. Professoren und Theologen von Gewicht präsentierten Momentanaufnahmen zu Eckthemen der systematischen Theologie und regten behutsam und vorsichtig, aber doch entschieden, weiterführende Diskussionen an.

Neue Ansätze und Einsichten

Johannes Feiner liess sich von aufkeimenden theologischen Visionen anregen und animieren, und einmal angesteckt von neuen Ideen, baute er sie fortlaufend in seine Vorlesungen ein. Das für uns Studierende offizielle lateinische Handbuch der Dogmatik des Innsbrucker Jesuiten Ludwig Lercher verschwand aus unseren Händen und vergilbte allmählich. Feiner lief in den Vorlesungen zur Hochform auf, wenn er aus den Schriften zur Theologie des nur fünf Jahre älteren damaligen Innsbrucker Dogmatikers Karl Rahner schöpfte und uns mit dessen Überlegungen vertraut machte. Das war eine andere Denkweise für ihn und für uns, und er verstand es ausgezeichnet, die neuen Ansätze und Einsichten zu vermitteln. Das war seine grosse Stärke. Eine weitere wichtige Quelle wurde für ihn Karl Barth. So empfingen auch wir Studenten, wenn wir uns dafür interessierten und entsprechend offen waren, genuin theologische Impulse des Basler Altmeisters der Dialektischen Theologie.

Dann kam die überraschende Ankündigung des Zweiten Vatikanischen Konzils, die auch Feiners grosse Stunde wurde. Der unübertroffene Kirchenfrühling zwischen Ankündigung und Beginn des Konzils (1959–1962) liess auch Feiner noch mutiger werden. Eine Folge war, dass für die aufgeweckten Studierenden der Theologie, sofern sie das Glück hatten, an aufgeschlossenen Fakultäten, wie Chur eine war, unterrichtet zu werden, das Konzil später keine Sensationen produzierte. Das hatten wir eigentlich alles

schon in den Vorlesungen und Publikationen wiederholt gehört, gelesen und für die Zukunft erhofft.

Das Zweite Vatikanische Konzil

Noch vor Beginn des Konzils brauchte Johannes Feiner wiederholt Urlaub und verabschiedete sich schliesslich von der Vorlesungstätigkeit in Chur. 1960 wurde er zum Konsultor des römischen «Sekretariats für die Einheit der Christen» unter der Leitung von Kardinal Augustin Bea berufen. Das Konzil wurde sein grosses Betätigungsfeld und seine Leidenschaft. An allen Sessionen war er präsent und dolmetschte den nichtkatholischen Beobachtern die lateinisch-theologische Konzils- und katholische Laborsprache, die von den einzelnen Vertretern der Nationen mit sehr verschiedenem Akzent artikuliert wurde. Eigenständige Mitarbeit leistete Johannes Feiner beim «Dekret über den Ökumenismus», zu dem er den offiziellen Kommentar schrieb. Die Einführung des Terminus «Hierarchie der Wahrheiten» im Dekret war ganz nach seinem Sinn. Ich erinnere mich an Vorlesungen in Chur, in denen Feiner vor dem Konzil eindringlich vortrug, dass die Dogmen nicht einfach gleichwertig seien. Die Aussagen über Gott und Christus hätten einen unvergleichlich höheren Stellenwert als etwa die Papstartikel. Auch bei der «Erklärung über die Religionsfreiheit» und der «Erklärung über das Verhältnis der Kirche zu den nichtchristlichen Religionen» war Feiner mit von der Partie.

Im geliebten Zürich

Nach dem Konzil liess sich Johannes Feiner wieder in seinem geliebten Zürich nieder. Dort hatte er schon vor dem Konzil wichtige Pflöcke eingeschlagen. 1954 regte der spätere Zürcher Generalvikar Alfred Teobaldi die «Theologischen Kurse für katholische Laien» (heute «theologiekurse.ch») an und fand in Johannes Feiner den geeigneten Ansprechpartner, um Akademikern (Männern und Frauen) oder Interessenten mit Mittelschulbildung das breite Spektrum der systematischen Theologie in gestraffter Form in einem vierjährigen berufsbegleitenden Lehrgang zu vermitteln. Feiner wurde der erste und langjährige Rektor dieser Kurse. Da kamen seine ausgeprägten didaktischen Fähigkeiten zum Tragen.

Von 1966 bis 1971 leitete Johannes Feiner in Zürich einen modernen Areopag, die Paulus-Akademie – eine typisch nachkonziliäre Schöpfung –, ein offenes Forum theologischer und intellektueller Begegnung und Auseinandersetzung. Schon lange vorher hatte Feiner die Idee einer modernen Summa Theologiae dogmaticae. Er hatte sich ganz dem Konzept der «Heilsgeschichte» verschrieben, dem Exodus aus dem schablonenhaften scholastisch-metaphysischem Denken. Das statische Gottesverständnis wich einer dynamischen Gottesbeschreibung. Uns damaligen Theologiestudenten erschien diese Wende wie eine neue und letzte, irreversible und definitive Weichenstellung, fast wie eine Offenbarung, und wir konnten uns nicht vorstellen, dass auch dieser Ansatz später einer gelegentlich gar harschen Kritik ausgesetzt würde. Das monumentale, über 6000 Seiten zählende Opus magnum mit dem Namen «Mysterium Salutis», zwischen 1965 und 1976 erschienen, eine theologische Universalschau unter eben diesem heilsgeschichtlichen Aspekt, wurde von Johannes Feiner zusammen mit Magnus Löhrer herausgegeben, wobei der Anteil Löhrers am Zustandekommen des riesigen Unternehmens infolge nachhaltiger Erkrankung Feiners stetig bedeutsamer wurde. Die eingebürgerte Abkürzung «MySal» (für Mysterium Salutis) ist zwar etwas doppeldeutig, aber ein Standardwerk und Klassiker, vergleichbar mit Karl Barths «Kirchlicher Dogmatik», an der Feiner sich mass, bleibt es zweifellos über Generationen. Eine schöne Frucht von Feiners ökumenischem Eros bildete das zusammen mit Lukas Vischer 1973 herausgegebene «Neue Glaubensbuch». Das war ein voluminöser ökumenischer Katechismus, oder besser, eine kleine Summa gemeinsamer katholischer und evangelischer Theologie mit drei Dutzend Mitarbeitern, fast ausschliesslich aus dem deutschen Sprachraum, ohne Beizug und Mitarbeit orthodoxer Theologen.

Offener Geist in Chur

Kehren wir nochmals zurück an den Ursprungsort von Feiners Tätigkeit, in die erfrischende theologische Atmosphäre des prosperierenden Priesterseminars in Chur. Johannes Feiner hat zu diesem kreativen Geist einen eindrücklichen Beitrag geleistet. Im Gegensatz zu gewissen bellenden Scharfmachern an der seinerzeitigen Theologischen Fakultät Luzern herrschte sogar im damaligen bischöflichen Schloss in Chur ein liberaler und toleranter Geist, der von der theologischen Warte St. Luzi herunter wehte. Hans Urs von Balthasar, der als Ex-Jesuit zu jener Zeit verbreitet das Image eines waghalsigen Kantengängers und versponnenen Esoterikers hatte, fand «Asyl» bei Bischof Christianus Caminada. Dieser inkardinierte ihn im Bistum Chur, wozu auch Zürcher Laienfreunde Balthasars drängten. Bischof Caminada erwies sich auch gegenüber Otto Karrer, einem frühen Wegbereiter der Ökumene, der ebenfalls aus dem Jesuitenorden ausgetreten war und wegen kurzfristigen «Schnupperns» in einem deutschen protestantischen Predigerseminar von seinen priesterlichen Funktionen längere Zeit suspendiert blieb, als verständnisvoller Anwalt. Und dies gegen den in dieser Personalakte misstrauischen Basler Bischof Franziskus von Streng. Schliesslich konnte Karl Rahner mit mehreren Bänden seiner «Schriften zu Theologie» explizit «mit kirchlicher Druckerlaubnis des bischöflichen Ordinariates Chur» starten. Dies geschah sicher nicht ohne Feiners Fürsprache. Johannes Feiner verstarb am 30. November 1985.

Albert Gasser

AMTLICHER TEIL

ALLE BISTÜMER

Keine Zulassung für Präimplantationsdiagnostik

Bioethik-Kommission der Schweizer Bischofskonferenz:

Die Bioethik-Kommission der Schweizer Bischofskonferenz lehnt die Zulassung der Präimplantationsdiagnostik (PID) ab. Diese Position hat sie in ihrer Stellungnahme zu einem Gesetzesvorschlag des Bundesrates deutlich gemacht. Das Gesetzesprojekt ist ein unmöglicher Versuch der Quadratur des Kreises. Einerseits soll die in der Bundesverfassung verankerte Würde des Menschen geschützt werden, andererseits wird genau diese durch das mit der Präimplantationsdiagnostik herbeigeführte ethisch unzulässige Werturteil über «gesunde» und «kranke» Embryonen schwer missachtet.

Die Bioethik-Kommission der Bischöfe versteht Leid und Furcht von Paaren, die wissen, dass sie schwere genetische Krankheiten übertragen können. Ihnen schuldet die Gesellschaft Solidarität und die Weiterentwicklung der Technik. Doch rechtfertigt das Leid nicht jedes technische Verfahren.

Auch mit der Technik der Präimplantationsdiagnostik sollen gemäss Bundesrat schwere Krankheiten verhindert werden. Tatsächlich werden bei diesem eugenischen Auswahlverfahren jene Embryonen eliminiert, die mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit Träger einer Krankheit sind. Dabei wird willkürlich die Grenze bei der 25-prozentigen Wahrscheinlichkeit für die Übertragung einer schweren Krankheit gezogen. Auf das Risiko einer Krankheit wird mit der sicheren Zerstörung der betroffenen Embryonen geantwortet. Anders als es die menschliche Würde verlangt, wird der menschliche Embryo nicht respektiert.

Der Gesetzesentwurf will durch die Beschränkung der Indikationen auf «schwere Krankheiten» eine rein subjektive Entscheidungsmöglichkeit der Eltern über ihre Embryonen verhindern. Zugleich erfolgt genau durch diese Indikationen eine Stigmatisierung der Menschen mit Behinderungen, als ob ihr Leben nicht lebenswert sei.

Die Zulassung der PID würde früher oder später eine Lockerung der bestehenden Schranken im Fortpflanzungsmedizingesetz und der Bundesverfassung nach sich ziehen. Bereits jetzt wird von Seiten der Reproduktionsmedizin gefordert, die sogenannte Dreierregel sei aufzuheben. Bis jetzt dürfen maximal drei befruchtete Eizellen zu Embryonen entwickelt und dann transferiert werden. Darüber hinaus fordern die Reproduktionsmediziner die Erlaubnis für die Tiefgefrierung der Embryonen sowie die Eizellen- und Embryonenspende. Während Artikel 119 der Bundesverfassung geschaffen worden ist, um mit allen Mitteln überzählige Embryonen zu vermeiden, hat die PID das Überzähligwerden einzelner Embryonen und deren Tötung zur Folge. Das ist ein unauflösbarer Widerspruch.

Nutzen/Risiko-Abwägungen, wie sie im erläuternden Bericht zum Gesetzesentwurf vorgenommen werden, sind ethisch unzulässig, wenn die Würde des Menschen selbst auf dem Spiel steht. Mit der Zulassung der PID würde sich die Schweiz auf eine schiefe Ebene begeben, aus der es kein Zurück mehr gäbe. Jene Länder, die PID nur für aussergewöhnliche Indikationen zuliessen, erweiterten früher oder später die Indikationen bis hin zur Auswahl des Geschlechts (Social sexing) ohne Risiko einer genetisch bedingten Krankheit.

Aus all diesen Gründen lehnt die Bioethik-Kommission dieses Gesetzesprojekt, das ein alarmierendes Signal für die ganze Gesellschaft ist, als Ganzes ab.

Die detaillierte Stellungnahme der Bioethik-Kommission ist zugänglich unter: www.kath.ch/bk

Urs Kayser

Für weitere Auskünfte:
Dr. med. Urs Kayser, Präsident der Bioethik-Kommission der SBK, Oberseemattweg 4, 6403 Küssnacht am Rigi, Telefon 041 854 30 60.
Mehr zum Thema: Günter Rager: Ist die Präimplantationsdiagnostik ethisch verantwortbar?, in: Bioethica Forum 1 (2008), 81–88, www.kath.ch/news/upload_agbioethik/pgd and status_20090306_of.pdf.

Katholischer Medienpreis 2009

Das Interesse der katholischen Kirche für die Medien ist seit jeher gross. Als Zeichen dieses Engagements und als Anerkennung für Werke und Initiativen, die der Hoffnung des Evangeliums ausserhalb kircheneigener Medien Ausdruck geben, verleiht die Schweizer Bischofskonferenz (SBK) seit 1993 den Katholischen Medienpreis.

Die Jury nimmt gemäss Wegleitung Vorschläge von Personen oder Institutionen, die Medienarbeit im Sinne des Preises leisten, gerne entgegen.

Das Vorschlags-Formular, erhältlich beim Sekretariat der Medienkommission der Schweizer Bischofskonferenz und über deren Internetseite www.kath.ch/mk, ist bis zum 19. Juni 2009 ausgefüllt an diese Adresse zu senden.

Walter Müller, Informationsbeauftragter SBK

ORDEN UND KONGREGATIONEN

Im Herrn verschieden

Josef Cupertin Hauser OFMCap

Bruder Josef Cupertin wurde am 13. Juli 1923 in Zürich geboren und wuchs in Näfels auf. Mit 32 Jahren trat er in den Kapuzinerorden ein und wurde am 3. Juli 1960 in Solothurn zum Priester geweiht. Er wirkte in einigen Klöstern als Aushilfspater und widmete sich über viele Jahre eifrig der geistlichen Begleitung von Franziskanischen Laiengemeinschaften. In Sursee diente er in der Seelsorge im Spital und Alters- und Pflegeheim und dann in Luzern vor allem im Beichtstuhl. Er zeichnete sich aus durch grosse Sanftmut, Gutmütigkeit und Vertrauensseligkeit. Er starb am 27. April 2009 und ist in Luzern begraben.

BUCH

Der neutestamentliche Kanon

Hermann von Lips: Der neutestamentliche Kanon. Seine Geschichte und Bedeutung (= Zürcher Grundrisse zur Bibel). (Theologischer Verlag Zürich) Zürich 2004, 218 Seiten.

Die Normativität von Texten gehört zu den Grundfragen aller Buchreligionen. Das Problem hat das Christentum vom Beginn seiner Geschichte beschäftigt, und es ist in modifizierter Weise bis heute präsent geblieben, auch wenn dabei nicht mehr die Frage nach der Zugehörigkeit einzelner Schriften zur Bibel im Vordergrund steht.

Diesen langen Weg einer Problem- und einer Problemlösungsgeschichte aufzuzeigen, ist Absicht und Anspruch der vorliegenden Publikation. Der Verfasser legt in einem ersten Teil (13–116) die Entstehung des neutestamentlichen Kanons vom 1. bis 4. Jh. n. Chr. dar und beschäftigt sich sodann in Teil 2 seiner Studie mit der an die Festlegungsphase anschliessenden Rezeptionsgeschichte des Kanons von der Antike bis in die Gegenwart (117–193). Dem Buch ist ein ausführliches Literaturverzeichnis beigegeben (194–200), das sich angesichts der weiten

Fragestellung und der Fülle von diesbezüglicher Literatur als Auswahl versteht, und es ist durch verschiedene Register vorbildlich erschlossen: ein Register der biblischen Schriftstellen und der sonstigen zitierten Primärquellen, ein Personen- und ein Sachregister (201–210). Ein an den Schluss des Buches gestelltes «Ausführliches Inhaltsverzeichnis» (211–218, zusätzlich zu jenem am Beginn der Publikation, 5–6) zeichnet genauer den Gang der Untersuchung und kann als eine Art Leitfaden dienen. Auf Fussnoten wird, der Eigenart eines «Grundrisses» entsprechend, verzichtet.

Diesem Charakter der Reihe der «Zürcher Grundrisse» ist auch das genus litterarium verpflichtet. So wird im gesamten Werk wissenschaftlich fundierte Information über die Kanonproblematik und deren solide Interpretation in einer auch für die Nicht-Fachperson zugänglichen Weise geboten. Vor allem in der Darstellung der Kanonentwicklung werden zahlreiche Basisinformationen in geraffter Form mitgeliefert, welche die kontextuelle Einordnung der Kanonwerdung erlauben (z. B. zu den Bildungsvoraussetzungen, zum Erwerb von Handschriften, zur Buchproduktion). Diese breite Grundlegung macht das Buch über die wissenschaftliche Fragestellung hinaus interessant. Auch in der weiteren Darlegung zeigt sich das Werk als ein kleines Kompendium der christlichen Literatur, einer Darstellung seiner Denkrichtungen anhand wichtiger Schriften, bzw. Autoren und als ein Abriss der christlich geprägten Geistesgeschichte.

Bei all dem wird die Grundfragestellung nicht vernachlässigt. Aber nachdem die Kanonentwicklung in ihrer geographischen und in ihrer auf die einzelnen Schriften je verschiedenen Vielfalt in den ersten vier Jahrhunderten einmal dargestellt ist – auch dies anhand der grossen Persönlichkeiten der jeweiligen Zeit und/oder Region –, erweist sich die Frage nach Kanon und Kanonrezeption vielfach als ein Problembereich, der nicht so sehr nach Sachkriterien angegangen, sondern aus den kultur- und geistesgeschichtlich vorhandenen Positionen behandelt wird. Die Frage nach dem Kanon wird mehr und mehr ein religiöses, kulturphilosophisches Problem. Folgerichtig geht der Verfasser an den grossen geistigen Strömungen Europas vor allem in der Neuzeit nicht vorbei: Humanismus, Reformation und Gegenreformation, Aufklärung als jeweilige Voraussetzungen für die Annäherung an die Kanonfrage (und für die Bibelwissenschaft).

In einem Buch die Kanonentwicklung und seine gesamte Rezeptionsgeschichte darzustellen, ist ein gewagtes Unternehmen (wie sich der Verfasser auch bewusst ist: Siehe 10–11). Umso wichtiger ist es hervorzuheben, wie gut dieses Vorhaben dem Verfasser gelungen ist. Das Buch ist eine gut abgestimmte Gesamtdarstellung. Es ist sehr gut, sogar spannend zu lesen, es ist übersichtlich, gut gegliedert, bietet präzise Inforation in sachlicher und zugleich verständlicher Weise. Dass der neutestamentliche Kanon einer der Kontroversbereiche zwischen de Kirchen gewesen ist, ist der reformierten Studie kaum anzumerken. Dass viele Einzelfragen nur in einem oder in wenigen Absätzen angesprochen werden, ist der Preis für das weite Programm, das durch das Buch abgedeckt wird. Dies kann die interessierte Leserin oder den Leser auch dazu motivieren, weitere Detailinformation zu suchen.

Für den Rezensenten bleibt nach der interessanten Lektüre nur ein etwas weisser Fleck zurück: Zwar wird auf den ersten Seiten auf die Existenz der Jüdischen Bibel und deren Verwendung in der frühen Kirche vereinzelt verwiesen (15–19) und später «das Neue Testament als Teil der ganzen Schrift» bezeichnet (93–94, Zitat 93). Der mögliche Einfluss des jüdischen Umgangs mit den eigenen Heiligen Schriften und der jüdischen Festlegungstendenzen im 1. Jhdt. n. Chr., die unter dem (u. U. fiktiven) Stichwort «Synode von Jabne» zusammengefasst werden können, wird nicht thematisiert. So kann der Eindruck zurückbleiben, der Kanon des Neuen Testaments als zweiter Teil der Bibel komme ohne bestimmende Bezüge zum vorliegenden ersten Teil der Heiligen Schrift zu diesem hinzu.

Das Werk gehört in den Bücherschrank von theologisch interessierten Personen ebenso wie in das Regal von Theologinnen und Theologen, unabhängig von ihrem konkreten Einsatzbereich. Die gegenwärtige Diskussion über die Normativität von Schriften und Texten in anderen Wissenschaftsbereichen (z. B. Kultur- und Geisteswissenschaften, Rechtswissenschaft) zeigt, wie aktuell das Thema ist, das der Verfasser hier aufgearbeitet und aufbereitet hat. Wer das Buch liest, wird damit belohnt, dass sie oder er dabei nicht nur über den Kanon vieles gelernt hat.

Walter Kirchschläger

Autoren dieser Nummer

Dr. *Winfried Bader*
Leopoldweg 1d, 6210 Sursee
winfried.bader@gmx.net

Dr. *André Flury-Schölch*
Taubenstrasse 12, 3011 Bern
andre.flury@kathbern.ch

Prof. Dr. *Albert Gasser*
Alte Schanfiggerstr. 7/9, 7000 Chur
sekretariat@priesterseminar-thc.ch

Prof. Dr. *Walter Kirchschläger*
Seestrasse 93, 6047 Kastanienbaum
walter.kirchschlaeger@unilu.ch

Prof. Dr. *Alois Koch*
Hochschule Luzern – Musik
Zentralstrasse 18, 6003 Luzern
alois.koch@hslu.ch

Prof. P. *Adrian Schenker* OP
Postfach 224, 1705 Freiburg
adrian.schenker@yahoo.fr

Peter Zürn, dipl. theol. et dipl. päd.
Bibelpastorale Arbeitsstelle
Bederstrasse 76, 8002 Zürich
peter.zuern@bibelwerk.ch

Die katholische Kirchgemeinde Biel und Umgebung
sucht per sofort oder nach Vereinbarung

Mitarbeiter/Mitarbeiterin der Bildungsstelle für Bildungs- und Projektarbeit im Themenbereich Gender- und Familienfragen

20% (eventuell 30%)

Eine Kombination mit anderen offenen Stellen der Kirchgemeinde ist möglich.

Anforderungen:
- theologische, soziale, psychologische oder vergleichbare Ausbildung
- Erfahrung im Fachgebiet
- Erfahrung im Kurswesen und/oder im Projektbereich
- Bereitschaft zur Zusammenarbeit mit den pastoralen Verantwortlichen
- Interesse und Fähigkeit, ökumenisch offen im Schnittfeld der Kirche und dem multikulturellen Umfeld der Stadt Biel zu arbeiten
- Deutsch in Wort und Schrift, Französisch mündlicher Ausdruck

Wir bieten:
- spannende, kreative Tätigkeit in einem offenen, multikulturellen Umfeld
- Mitarbeit in einem kollegialen Team
- Anstellung nach den Richtlinien des Kantons Bern

Sind Sie interessiert?
Gerne geben wir Ihnen weitere Auskunft: Elsbeth Caspar, Leiterin der Bildungsstelle, Telefon 032 329 50 84, E-Mail elsbeth.caspar@kathbielbienne.ch.

Ihre Anmeldung erwarten wir gerne an die Verwaltung der röm.-kath. Kirchgemeinde, Robert Messer, Verwalter, Villa Choisy, Juravorstadt 41, 2501 Biel, Telefon 032 322 33 50.

Schweizerische Kirchenzeitung
Fachzeitschrift für Theologie und Seelsorge / Amtliches Organ

Mit Kipa-Woche (Redaktion Zürich)
E-Mail kipa@kipa-apic.ch

Redaktion
Postfach 4141, 6002 Luzern
Telefon 041 429 53 27
Telefax 041 429 52 62
E-Mail skzredaktion@lzmedien.ch
Internet: http://www.kath.ch/skz

Redaktionsleiter
Dr. *Urban Fink-Wagner* EMBA

Stellen-Inserate
Telefon 041 429 52 52
E-Mail skzinserate@lzfachverlag.ch

Kommerzielle Inserate
Telefon 041 370 38 83
E-Mail hj.ottenbacher@gmx.net

Abonnemente
Telefon 041 429 53 86
E-Mail skzabo@lzfachverlag.ch

Abonnementspreise
Jährlich Schweiz: Fr. 153.–
Studentenabo Schweiz: Fr. 89.–

Redaktionsschluss und Schluss der Inseratenannahme: Freitag der Vorwoche, 12.00 Uhr. Das vollständige Impressum erscheint jeweils in der ersten SKZ-Nummer jeden Monats.

Schweizer GLAS-Opferlichte EREMITA

direkt vom Hersteller
- in umweltfreundlichen Glasbechern
- in den Farben: rot, honig, weiss
- mehrmals verwendbar, preisgünstig
- rauchfrei, gute Brenneigenschaften
- prompte Lieferung

Senden Sie mir Gratismuster mit Preisen
Name
Adresse
PLZ/Ort
Einsenden an: Lienert-Kerzen AG, Kerzenfabrik, 8840 Einsiedeln
Tel. 055/412 23 81, Fax 055/412 88 14

LIENERT KERZEN

Seelsorgeeinheit (SE)
Senseoberland/Deutschfreiburg

Wir suchen per sofort oder nach Übereinkunft

Jugendarbeiterin oder Jugendarbeiter (50%)

zum Aufbau von Jugendarbeit im Senseoberland.

Nähere Einzelheiten über diese Arbeitsstelle finden Sie auf Internet unter www.kath.ch in der Rubrik Stellenmarkt.

Weitere Auskünfte erteilen:
- Niklaus Kessler, Moderator der SE
  Telefon 079 404 95 40
- Christiane Dilly, Jugendseelsorgerin
  Deutschfreiburg, Telefon 078 642 97 45

Ihre schriftliche Bewerbung richten Sie bitte bis zum 15. Juni 2009 an Herrn Pfarrer Niklaus Kessler, Kirchstrasse 2, 1716 Plaffeien.

Wallfahrt für die Einheit der Kirche in der Schweiz, 1. Juni 2009, Einsiedeln

15.00 Uhr Eucharistiefeier in der Klosterkirche (mehrsprachig): Hauptzelebrant: Bischof Dr. Kurt Koch, Präsident SBK. Das genaue Programm siehe: SKZ 19/2009, 341.

tachles
DAS JÜDISCHE WOCHENMAGAZIN

Über Grenzen blicken

DAS UNABHÄNGIGE JÜDISCHE WOCHENMAGAZIN
FÜR POLITIK, GESELLSCHAFT, KULTUR,
WIRTSCHAFT UND JUDENTUM

❑ **8x tachles im Schnupperabo für Fr. 20.–**
(statt 44.– im Einzelverkauf)

Name/Vorname

Strasse

PLZ/Ort

E-Mail/Tel.-Nr.

Datum/Unterschrift

Einsenden oder faxen an:
JM Jüdische Medien AG • Postfach • 8027 Zürich
Fax 044 206 42 10 • abo@tachles.ch • www.tachles.ch

Pfarrei
Heilig Geist
Hünenberg

Zur Ergänzung unseres Teams suchen wir auf Sommer 2009

Katechetin/Katecheten 30–50%

Hünenberg liegt zentral am Zuger See. Unsere aktive und lebendige Pfarrei ist erst 30 Jahre alt. Zwei Drittel der gut 8000 Einwohner/innen der Gemeinde sind katholisch. Die Zusammenarbeit mit unseren reformierten Nachbarn, mit der Schule und mit den politischen Behörden wird bei uns auf hohem Niveau gelebt und gepflegt.

Sie arbeiten vornehmlich in den Bereichen:
- Religionsunterricht auf der Mittelstufe
- Erstkommunionvorbereitung
- Begleitung von Gruppe (nach Neigung möglich)

Ein konkretes Aufgabenprofil werden wir gerne mit Ihnen individuell vereinbaren.

Sie bringen ein:
- ein Diplom einer Fachschule für Religionspädagogik (KIL/RPI) oder eine gleichwertige Ausbildung
- Bereitschaft und Kompetenz zu eigenständigem Arbeiten
- Freude am Glauben und eine ausgeglichene Verwurzelung in der Kath. Kirche
- eine offene und teamfähige Persönlichkeit
- ökumenische Offenheit und Sensibilität

Sie können sich verlassen auf:
- ein initiatives Team mit motivierten und kreativen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern
- viele engagierte freiwillige Mitarbeiter/innen
- Raum für Ihre Ideen und Ihr persönliches Engagement
- eine gute und ressourcenorientierte Mitarbeiterförderung
- sehr gute Anstellungsbedingungen
- einen familienfreundlichen Lebensraum mit hoher Lebensqualität

Auf www.pfarrei-huenenberg.ch finden Sie unser ausführlicheres Pfarreiprofil.

Ihre schriftliche Bewerbung richten Sie bitte an: Bischöfliches Ordinariat, Personalamt, Baselstrasse 58, 4501 Solothurn.

Kopie an:
Christian Kelter, Gemeindeleiter a.i., Zentrumstrasse 3, 6331 Hünenberg, Telefon 041 784 22 88, E-Mail christian.kelter@pfarrei-huenenberg.ch.

An diese Adresse dürfen Sie sich auch gerne mit Rückfragen wenden.

Und wie klingt es im Innern?

Der gute Ton ist nicht einfach eine Frage von neuen Mikrofonen oder Lautsprechersäulen. Akustik ist eine hochkomplexe Angelegenheit. Es geht um genaue Messungen, um daraus die richtigen Lösungsanforderungen abzuleiten.

Megatron nimmt Ihre Bedürfnisse beim Wort.Wir konzentrieren uns nicht auf Produkte, sondern auf Lösungen, die halten, was Sie sich davon versprechen. Dafür garantieren wir. Ihre volle Zufriedenheit ist unser erklärtes Ziel.

Megatron sorgt für alle technischen und baulichen Belange von A-Z, soweit möglich unter Einbezug des lokalen Gewerbes. Setzen Sie auf Qualität in Beratung und Dienstleistung.

Megatron Kirchenbeschallungen
Weil es darauf ankommt, wie es ankommt

MEGATRON

Megatron Kirchenbeschallungen
Megatron Veranstaltungstechnik AG
Bahnhofstrasse 50, 5507 Mellingen
Telefon 056 491 33 09, Telefax 056 491 40 21
Mail: megatron@kirchenbeschallungen.ch
www.kirchenbeschallungen.ch

Die röm.-kath. Pfarrei Dreifaltigkeit im Zentrum der Stadt Bern mit ca. 11 000 Katholiken sucht per 1. August 2009 oder nach Vereinbarung einen

mitarbeitenden Priester 70–100%

Wir wünschen uns eine kommunikative und selbständige Persönlichkeit mit der Fähigkeit, in unserem grossen Pastoralteam folgende Aufgaben wahrzunehmen:
Liturgiegestaltung an Sonn- und Wochentagen – selbständig und zusammen mit den anderen TheologInnen; Kasualien; allgemeine Seelsorgeaufgaben mit Gesprächen und Begleitungen; Begleiten von Gruppen; priesterliche Dienste im Raum Bern.

Wir erwarten eine offene theologische Grundhaltung, Freude an der Arbeit im Team und die Bereitschaft, sich in einem breit gefächerten und anspruchsvollen Umfeld einzubringen.

Wir bieten zeitgemässe Anstellungsbedingungen (Salär nach kantonalen Richtlinien, Büro im Stadtzentrum, eigene Wohnung) und die Mitarbeit in einem engagierten Team von 12 Personen.

Weitere Auskünfte erteilt Ihnen gerne:
Pfarrer Gregor Tolusso, Taubenstrasse 12, 3011 Bern, Telefon 031 313 03 03, www.dreifaltigkeit.ch.

Bewerbungen senden Sie baldmöglichst an:
Personalamt des Bistums Basel, Baselstrasse 58, 4501 Solothurn.
Kopie an: Pfarrer Gregor Tolusso, Taubenstrasse 12, 3011 Bern.

KATHOLISCHE KIRCHGEMEINDE SANKT GALLEN

Die Pfarrei Riethüsli mit rund 1150 Pfarreiangehörigen ist eine lebendige Gemeinde mit jungen Familien und interessierten Gemeindemitgliedern. Sie steht in einem Aufbruch mit vielen Erwartungen und einer grossen Bereitschaft zur Mitarbeit. Die Pfarrei ist eingebunden in die Seelsorgeeinheit St. Gallen Zentrum.

Wir suchen nach Vereinbarung eine Seelsorgerin oder einen Seelsorger für die Seelsorgeeinheit Zentrum mit Schwerpunkt in der Pfarrei Riethüsli

als Pfarreibeauftragte/ Pfarreibeauftragter 100% (Diakon, Pastoralassistentin oder Pastoralassistenten)

Folgende Aufgaben erwarten Sie:
Gemeindeliturgie, Sakramentenpastoral, Einzelseelsorge, Religionsunterricht, Begleitung von Vereinen und Gruppierungen in Absprache mit dem Pastoralteam (70%).

Zusätzlich sind Aufgaben innerhalb der Seelsorgeeinheit zu übernehmen (30%).

Informationen über die Kirchgemeinde und Pfarrei Riethüsli finden Sie unter www.kathsg.ch.

Wir bieten:
- ein aufgeschlossenes Pastoralteam
- eine abwechslungsreiche, interessante und selbständige Tätigkeit
- die Chance, lebensraumorientierte Seelsorge (LOS) im Dekanat St. Gallen mit zu gestalten www.dekanat-stgallen.ch
- zeitgemässe Anstellungsbedingungen

Wir erwarten:
- eine theologische Ausbildung
- Erfahrung in der Pfarreiseelsorge
- Bereitschaft, im Pastoralteam Verantwortung zu übernehmen
- Freude am Kontakt mit Menschen verschiedenen Alters und unterschiedlicher Kulturen
- Wohnsitznahme in der Pfarrei

Wir erwarten keine perfekte Persönlichkeit, die möglichst viele Erwartungen erfüllen kann, sondern einen Menschen, der mit uns nach Glauben und Leben sucht.

Für weitere Informationen wenden Sie sich an:
- Beate Kuttig, Leiterin des Pastoralteams der Seelsorgeeinheit Zentrum, Telefon 071 222 60 62
- Josef Raschle, Pfarrer der Seelsorgeeinheit Zentrum, Telefon 071 227 33 80

Wenn wir Ihr Interesse geweckt haben, erwarten wir Ihre Bewerbung mit den üblichen Unterlagen bis Montag, 15. Juni 2009, an folgende Adresse:
Gunnar Henning, Bereichsleiter Personal Seelsorge, Hafnerwaldstrasse 19, 9012 St. Gallen, Telefon P 071 277 75 25, E-Mail gunnar.henning@kathsg.ch.

AZA 6002 LUZERN
8702 / 119
Abtei
Kloster
8840 Einsiedeln
00000645
000119
SKZ 22–23 28. 5. 2009

Ihre Hilfe zählt!
Helfen Sie mit, dass Kirchen, Klöster und Kapellen lebendige Gotteshäuser bleiben.
IM – das Schweizerische katholische Solidaritätswerk
Tel. 041 710 15 01
www.im-mi.ch
Konto 60-295-3
Danke!